

# fundiert

Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin

01/2016

## Kommunikation



Druckschluss: Wie Zeitungen dem Auflagenrückgang entgegenwirken können

Sendschluss: Wie das Leitmedium Fernsehen gegen das Internet bestehen kann

Trugschluss: Warum Debatten im Internet nicht unkommentiert bleiben sollten

ISSN: 1616-5241

# WIR ERFINDEN UNS NEU. UND DIE ZUKUNFT.

ES IST AN DER ZEIT FÜR EINE NEUE ART  
VON MOBILITÄTSUNTERNEHMEN.



Zukunft bedeutet Wandel. Und auch wir wandeln uns: vom Fahrzeughersteller zum Mobilitätsanbieter. Für innovative Dienste, die vielen individuellen Bedürfnissen gerecht werden. Gemeinsam mit unseren Marken gestalten wir richtungsweisende Ideen, die neue Wege eröffnen. Von der Vision zum Erlebnis. [www.bmwgroup.com/next100](http://www.bmwgroup.com/next100)

GEMEINSAM SCHREIBEN WIR GESCHICHTE. DIE DER ZUKUNFT.

**BMW  
GROUP**

THE NEXT  
100 YEARS



Rolls-Royce  
Motor Cars Limited

# Vorwort

## DIE REDAKTION

---

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

als der mittlerweile verstorbene Apple-Chef Steve Jobs 2007 vor gerade einmal neun Jahren das erste iPhone vorstellte, kommentierte der damalige Microsoft-Chef Steve Ballmer süffisant: „Das ist das teuerste Telefon der Welt. Und es spricht Business-Nutzer überhaupt nicht an, weil es keine Tastatur hat. Damit ist es keine besonders gute Mail-Maschine“.

Wie sehr er sich doch irrte. Mittlerweile ist das iPhone das wichtigste Produkt von Apple, in Deutschland gibt es inzwischen mehr Mobiltelefone als Festnetzanschlüsse, fast von überall kann man auf das Internet zugreifen.

Es ist kaum abzuschätzen, wie schnell sich die digitale Welt weiterhin ändern wird, und niemand weiß, wie wir in 20 Jahren kommunizieren werden. Aber Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Freien Universität Berlin erforschen, wie wir heutzutage kommunizieren, wie das Internet die Zeitungsbranche und das Massenmedium Fernsehen verändert und beide vor neue Herausforderungen stellt.

Sie erforschen aber auch, wie und ob Blogger, soziale Netzwerke und Online-Medien in Zukunft den Takt – und vor allem auch den Ton – der Berichterstattung

angeben, wie die digitale Welt die Politik verändert, und wie Politik auf die neuen technischen Möglichkeiten reagiert. Und sie wissen, wie unsere Sprache dadurch bereichert wird und sich ändert.

Informatiker der Freien Universität Berlin arbeiten auch daran, das Internet sicherer zu machen, und entwickeln ein neues Betriebssystem für das „Internet der Dinge“; sie erforschen die Entstehung von Gerüchten und die Kommunikation in der Antike – sei es in den Badethermen in Pompeji oder auf den Großbaustellen Babylons.

„Heute schreiben wir ein bisschen Geschichte“, sagte Steve Jobs übrigens selbstbewusst bei der Präsentation des ersten iPhones. Und seine Firma veränderte mit dem Smartphone tatsächlich die digitale Welt. Wie deren Geschichte weitergeht, werden Wissenschaftler der Freien Universität Berlin auch in Zukunft erforschen.

Wir wünschen viel Vergnügen bei der Lektüre.

Ihre *fundierte*-Redaktion



## Mit Freude Sprachen lernen. Für den Job. Für den Erfolg.

Englisch, Deutsch, Französisch,  
Türkisch, Portugiesisch, Italienisch,  
Spanisch, Polnisch, Russisch...  
sprechen, hören, schreiben und verstehen.

Hortensienstraße 28  
12203 Berlin  
Fax: 030 80498248  
mail@sprachconcept.de

www.sprachconcept.de

### Internationale Zertifikate

Erwerben Sie in unserer Sprachschule internationale  
Abschlüsse wie TOEIC, TOEFL, TestDaF, WiDaF oder TFI.

**Beratung: 030 804982-52 oder -53**



## Wir machen Wissenschaft schön.

www.unicom-berlin.de

**uniCOM**  
einfach. schön. klug.



Wir stärken Ihnen  
**den Rücken.**



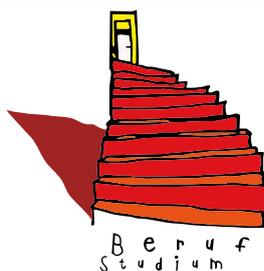
ZENTRUM FÜR **WIRBELSÄULENERKRANKUNGEN**

Klinik „Helle Mitte“ GmbH Berlin  
Alice-Salomon-Platz 2 | 12627 Berlin

Telefon +49 (0)30 99 40 18 47  
Telefax +49 (0)30 99 40 18 49

WWW.KLINIK-HELLE-MITTE.DE

KLINIK  
**HELLE  
MITTE**



## Von der Hochschule in den Job

Die Hochschulteams orientieren, beraten und begleiten Studierende und Absolventen bis zu einem Jahr nach Hochschulabschluss. Unser vielfältiges Semesterprogramm mit interessanten Veranstaltungen zum Arbeitsmarkt und Bewerbungsstrategien finden Sie unter:

[www.hochschulteamberlin.de](http://www.hochschulteamberlin.de)



# Inhalt

	Von Ingo Kahle <b>„Schneller, lauter, schriller“!?</b> Über Journalismus in der Krise. Ein Essay von Ingo Kahle, ehemaliger Student der Freien Universität und fast vier Jahrzehnte Radiojournalist ..... 8
	Von Sven Lebert <b>Zeitung im Sinkflug?</b> Wie dem Auflagenrückgang der gedruckten Zeitung entgegengewirkt werden kann ..... 12
	Von Philipp Eins <b>Politik im Takt der Online-Medien.</b> Wie sich die Kommunikation zwischen Politik, Medien und Bürgern im digitalen Zeitalter verändert ..... 18
	Von Ingo Dachwitz <b>Medien, Politik und Terror:</b> Wie reagieren Politik und Medien auf Anschläge? Ein Interview mit dem Kommunikationswissenschaftler Klaus Beck ..... 24
	Von Stefanie Hardick <b>Die Zukunft auf dem Schirm.</b> Das Leitmedium Fernsehen verliert an Bedeutung, das Internet wird wichtiger. Was bedeutet das für die Zukunft des Fernsehens? ..... 28
	Von Sven Lebert <b>Sicheres Internet?</b> Warum die heutigen Betriebssysteme nicht ausreichen und wie ein Informatiker der Freien Universität das ändern will ..... 33
	Von Anatol Stefanowitsch <b>Tweeten, faven und entfolgen.</b> Wie der Umgang mit sozialen Medien unsere Sprache verändert und bereichert ..... 38

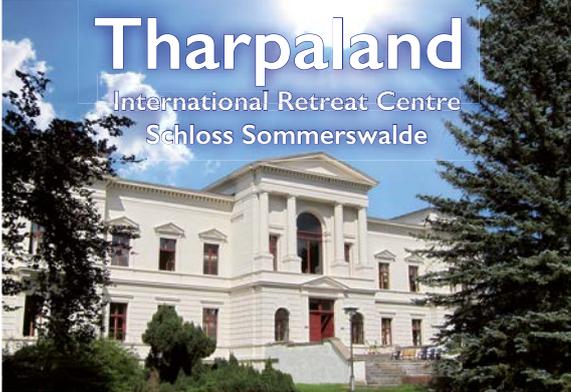
## Stressbewältigung in Form von Kommunikation und Tanz

neugierig...

...dann schauen sie unter

[www.skt-berlin.de](http://www.skt-berlin.de)

Institut  
**SKT**  
StressManagement Kommunikation Tanz



**Tharpaland**  
International Retreat Centre  
Schloss Sommerswalde

Meditation • buddhistische Vorträge • Tageskurse  
geleitete Retreats • Einzelretreats • Studium

Tharpaland International Retreat Centre, Schloss Sommerswalde  
Sommerswalde 8, 16727 Oberkrämer (bei Berlin)  
info@tharpaland.org | Tel. 033055 220 533

[www.Tharpaland.de](http://www.Tharpaland.de)



1 2 DM €

3 SOS 110 112

**Sonderfunktion:**  
Telefonnummernanzeige aus/ein  C

**Notizbuchfunktion:**  
Speichern einer Telefonnummer  
(z.B. während eines Gesprächs)   und  
neue Telefonnummer

Wählt dieser Telefonnummer  
nach Kurzerhängen

# Inhalt

	Von Verena Blindow <b>Gerüchte, Gerüchte!</b> Wie sie entstehen, wie sie sich verbreiten – und warum sie sogar Weltgeschichte schreiben können ..... 43
	Von Nina Diezemann und Bernd Wannemacher <b>Diskussionsbedarf.</b> Gespräch über Reichweite, Shitstorms und die Verführungskraft der Rhetorik – mit der Romanistin Anita Traninger und Markus Hesselmann, Online-Chef des Tagesspiegels ..... 48
	Von Nina Diezemann <b>Warmes Wasser und Geselligkeit.</b> Wie das öffentliche Bad in der Antike zu einem Kommunikationsort wurde ..... 60
	Jubiläum <b>Ciao Berlino!</b> Wie das Italienzentrum der Freien Universität Berlin in den vergangenen 20 Jahren zu einer festen Größe deutsch-italienischer Beziehungen wurde ..... 68
	Von Matthias Thiele <b>Viele Städte der Antike waren beeindruckend, doch eine überragte alle: Babylon.</b> Die Altorientalistin Eva Cancik-Kirschbaum erforscht, wie sie erbaut wurde ..... 72
	Von Stefanie Hardick <b>Wo Wissen wächst.</b> Seit Februar leitet die Archäologin Patricia Rahemipour das Botanische Museum und die Abteilung Wissenskommunikation des Botanischen Gartens. .... 78

## Kurz fundiert

	<b>Kurz-fundiert</b> Kommunikation in Stichpunkten ..... 80
---	--

## Impressum

### Herausgeber

Das Präsidium der Freien Universität Berlin

### Redaktion und Vertrieb

Christa Beckmann (v.i.S.d.P.)  
Bernd Wannemacher, Nina Diezemann, Verena Blindow  
Freie Universität Berlin  
Stabsstelle Presse und Kommunikation  
Kaiserswerther Straße 16 – 18, 14195 Berlin  
Telefon: (030) 838-73180 | Fax: (030) 838-73187  
E-Mail: fundiert@fu-berlin.de

### Titelbild

photocase.de, GoodwinDan

### fundiert im Internet:

[www.fu-berlin.de/fundiert](http://www.fu-berlin.de/fundiert)

### Druck

H. Heenemann GmbH & Co

### Anzeigenverwaltung

ALPHA Informationsgesellschaft mbH  
Finkenstraße 10  
68623 Lampertheim  
Telefon: (06206) 939 – 0 | Fax: (06206) 939 – 232  
E-Mail: [info@alphapublic.de](mailto:info@alphapublic.de)  
[www.alphapublic.de](http://www.alphapublic.de)

### Gestaltung

UNICOM Werbeagentur GmbH  
Parkaue 36, 10367 Berlin  
Telefon: (030) 509 69 89 – 0 | Fax: (030) 509 69 89 – 20  
E-Mail: [hello@unicommunication.de](mailto:hello@unicommunication.de)  
[www.unicommunication.de](http://www.unicommunication.de)



# *„Schneller, lauter, schriller“!?*

Über Journalismus in der Krise. Ein Essay von Ingo Kahle, ehemaliger Student  
der Freien Universität und fast vier Jahrzehnte Radiojournalist



## VON INGO KAHLE

---

Ich musste schnell sein. Sehr schnell. Rund 3.600 Kurzinterviews in zehn Jahren als Moderator im Früh- und Tagesprogramm von RBB-Inforadio waren oft, aber beileibe nicht immer ein Ergebnis akribischer Vorbereitung. Mit der 37 Minuten langen Sendung „Zwölfzweiundzwanzig – Zu Gast bei Ingo Kahle“ konnte ich dann zeigen, was im Journalismus möglich ist, wenn man

Zeit hat. Ich war alleiniger Redakteur und Moderator, hatte vier Tage für Planung und Vorbereitung und vieles mehr, heutzutage ein Privileg! Es waren übrigens auch allzu oft sehr lange Tage. „Zwölfzweiundzwanzig“ wurde über die zehn Jahre und 381 Ausgaben zur erfolgreichsten Einzelsendung des RBB-Inforadios, zur „besten Interviewsendung Deutschlands“, wie die „Neue Osnabrücker Zeitung“ befand. Tauge ich im Journalismus also etwa als Vorbild für die Ergebnisse von Gründlichkeit und Unerschrockenheit? Erstens: Eine Mücke



soll sich nicht zum Elefanten machen. Zweitens: Wer von „Krise des Journalismus“ redet, muss das Ganze betrachten: Was beeinflusst, was prägt Journalismus heute? Das gerade wieder von Kurt Beck kritisierte Verlangen nach „schneller, lauter, schriller“, dem man mit einem Appell zur Gründlichkeit begegnen könnte, ist nur ein Phänomen, nicht die Ursache dieser Krise.

## Das Ökonomische

Sicher, im Pressewesen gilt: „Macht bleibt dort, wo das Geld sitzt.“ (Julia Cagé; *Rettet die Medien*, München 2016) Die immer komplexere Gesellschaft brauche Journalisten, so die Französin, *beschäftige* aber immer weniger. Die meisten Zeitungen steckten ihre ohnehin schwindenden Mittel ins Online-Geschäft. Ein immer größerer Teil der Journalisten arbeite ganz oder zusätzlich für die Online-Ausgaben der Zeitungen. Dabei komme es selbst ökonomisch nicht darauf an, wer mit „Copy-and-Paste“ Agenturmeldungen am schnellsten online stelle, genutzt von „Millionen eiligen Internetnutzern“, sondern ob das Online-Angebot eine *Ergänzung* zu ansonsten hochwertigen Nachrichteninhalten in den abonnierten und verkauften Ausgaben ist. Cagé schlägt eine ökonomische Selbstorganisation der Presse vor, welche „die Vorzüge von Stiftung und Aktiengesellschaft vereint“. Jedoch: Zeitigt eine andere ökonomische Organisation der Medien per se einen anderen Journalismus? Und wer definiert das Ideal?

## Talkingpoints

Es kommt darauf an zu erkennen, wer öffentliche Meinung wie steuert, und wie sich Journalisten verhalten. Kurt Beck, Ex-SPD-Chef, Ex-Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, wurde von der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung gefragt, warum Journalisten „nicht auch Einfluss auf die Politik ausüben sollten“. Beck: „Mit Verlaub: Ihr seid dazu demokratisch nicht legitimiert.“ Akteur statt Beobachter? Schönen Gruß besonders an die „Leitmedien“!

Politiker sollen aber auch nicht jammern, versuchen sie doch, Öffentlichkeit professioneller denn je zu steuern. Es klappt nur nicht immer. Beispiel: Angela Merkels Satz „Wir schaffen das“ war vielleicht nur eine spontane Äußerung auf jener Pressekonferenz im Herbst 2015. Es ist aber auch ein „Talkingpoint“ und Angela Merkel nutzt sie meisterhaft. Talkingpoints sind von Profis entwickelte, psychologisch wirksame Formulierungen, deren Aufgabe es ist, „Menschen fühlen zu lassen, dass es »gut« ist, ihnen zu folgen.“ (Dushan Wegner, *Talking Points*, Frankfurt 2015) Mit „Talking Points“ werden also Sprachformeln öffentlicher Diskurse, werden Haltungen, Sichtweisen geprägt – auch, weil Journalis-

ten sich allzu sehr an ihnen entlanghangeln, anstatt die komplexen Probleme wirklich zu durchdringen.

„Wir schaffen das“, so sagt der Kommunikationswissenschaftler Wegner, sei eine klassische „Applauszeile“, ein Angebot, das darauf ziele, dem Sprechenden zu folgen. Sie habe aber sicher ungewollte gesellschaftliche Folgen gehabt, provozierte sie doch erst die ausdrückliche Ablehnung dieser Politik. Es stellt sich heraus: gegen die Mehrheit der Medien.

## „Verantwortungsverschörung“?

Nach der Analyse von 34.000 Pressebeiträgen zum Flüchtlingsthema stellt der emeritierte Leipziger Professor Michael Haller, jetzt Hamburg Media-School, fest: 82 Prozent aller Beiträge zur Flüchtlingsthematik seien positiv konnotiert gewesen (der Scherpunkt lag auf „Willkommenskultur“), 12 Prozent rein berichtend, 6 Prozent hätten die Flüchtlingspolitik problematisiert. Die Berichterstattung, so Hallers These, sei der sich ändernden Wahrnehmung in der Bevölkerung hinterhergelaufen.

Uwe Krüger, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leipziger Journalistik-Institut, spricht von einer „Verantwortungsverschörung“ von Journalisten und den politischen Spitzen des Landes, „über die Probleme des Flüchtlingsandrangs nicht offen zu debattieren.“ (Uwe Krüger: *Mainstream*, München 2016) Er bezeichnet mit diesem Begriff eine „Falle“: Es habe dabei „vielleicht gar keiner persönlichen Absprachen im Hintergrund bedurft“. (Obwohl es sie, wie Insider berichten, systematisch und mit den Spitzen der deutschen Medien gegeben hat! ika) Diese „Verschörung“ habe „aufgrund gemeinsamer Einstellungen und Werte funktioniert, die aber dennoch als politisch-mediale Schweigespirale wirkte.“ Nach der erwähnten Hamburger Untersuchung ist die Zahl der Berichte zur „Willkommenskultur“ im Herbst 2015 „regelrecht explodiert“.

Es bedurfte übrigens keiner Anweisungen von „oben“, so meine Erfahrung aus dem RBB. Uwe Krüger stellt beim Thema Flüchtlingspolitik jedenfalls fest, „dass die meisten deutschen Journalisten mit ihrer Berichterstattung und Kommentierung ein Einvernehmen der Bevölkerung mit Merkels Politik der offenen Grenzen herzustellen trachteten“, was nach neuesten Umfragen misslungen ist. Dafür gingen meines Erachtens vielfach Grundregeln über Bord, wie die Trennung von Nachricht, Bericht und Kommentar. Noch als RBB-Intendantin hat Dagmar Reim die Mahnung von Hans-Joachim Friedrichs ausdrücklich abgelehnt: Ein Journalist solle sich im Bericht nicht mit einer Sache gemein machen, auch nicht mit einer guten, hatte der verstorbene Moderator der „tagesthemen“ gefordert. Reim verwies stattdessen als Richtschnur auf das Gebot der Völkerver-

ständigung im RBB-Staatsvertrag. Uwe Krüger rät hingegen zu Recht: Es gehöre nicht zu den Aufgaben von Journalisten, „das Publikum vor kognitiver Dissonanz zu bewahren, indem sie gesellschaftliche Widersprüche verschleiern oder marginalisieren.“

### Haltung statt Recherche

Klagen wie diese: „Meinungsstark, aber keine Ahnung von Recherche“, über tradierte Denkmuster statt Offenheit und Neugier, sind in der Branche nicht mehrheitsfähig. Beispiel: Der Medienrummel nach der – wie sich herausstellte – falschen, über die sozialen Netzwerke verbreiteten Meldung, am Berliner LaGeSo habe es einen Toten gegeben. Da wurde berichtet, interviewt, getwittert und kommentiert – ohne dass es eine Leiche gab, ohne das offizielle Ermittlungsergebnis abzuwarten. Es war eine Berichterstattung nach dem Motto: Es hätte ja möglich sein können (sinngemäß Claus Kleber), sowie im Grunde dem Ziel des Falschmelders von „Moabit hilft“ folgend, einen finalen Beleg zu schaffen für einen in überaus vielen Berichten – zu Recht oder nicht – beklagten „humanitären Skandal“.

Nun, die Meute läuft gern in eine Richtung. Einen Kommentar aus tradierten Denkmustern gibt es in vielen Redaktionen. Gegen ihn zu verstoßen ist anstrengend. Auch die Rolle des Elitären, der sich über Dünnbrettboherei echauffiert, ist nicht vergnügungssteuerpflichtig. Viele Journalisten seien Akademiker und zudem, so Uwe Krüger, in einem „gut abgesicherten Angestellten- oder Beamtenhaushalt groß geworden“, mit entsprechendem Habitus. Bei den Jüngeren sehe ich mich durch die Jugend-Studie des Sinus-Institutes bestätigt: Der Begriff „Mainstream“ sei kein Schimpfwort mehr, sondern vielmehr „ein Schlüsselbegriff“ in Selbstverständnis und Selbstbeschreibung Jugendlicher. „Neo-Konventionalismus“ nennen das die Sinus-Wissenschaftler.

### „Campaneros“ und „Aktivisten“

Internetbasierte Kampagnen wie die von „campact“ gegen das Freihandelsabkommen TTIP, professionell

geplant und gesteuert von etwa 30 Leuten, verfehlen ihre Wirkung bei Journalisten und Öffentlichkeit nicht. Einfachste Parolen („TTIP schadet unserer Gesundheit“) schaffen sehr wirksam ein Meinungsklima gegen TTIP. Beispiel: Das längst offiziell für gesundheitlich unbedenklich erklärte Chlorhähnchen. In Chlorwasser gewaschene französische Salatblätter aus Plastiktüten erfreuen sich übrigens großer Beliebtheit.

Ich wundere mich auch immer, wie viele „Aktivisten“ es jetzt auf der Welt gibt. Selbst jene Leute aus dem linksradikalen Milieu im griechischen Idomeni wurden mit diesem positiv konnotierten Begriff bezeichnet, die Flüchtlinge zum Grenzdurchbruch animierten, wobei drei Afghanen im Grenzfluss ertranken. Die an die Medien gesandten Bilder haben den Tross von Journalisten und „Aktivisten“, die den Flüchtlingen folgten, bewusst nicht gezeigt. Die journalistischen (und politischen) Unterstützer jener „Aktivisten“, die offenbar erneut eine „humanitäre Katastrophe“ herbeiführen wollten, fanden sich in Deutschland, kritische Berichte dagegen in Großbritannien.

### Hehre Wissenschaft?

Der Mainzer Zeithistoriker Professor Andreas Rödder diagnostizierte: Seit den siebziger Jahren, Beispiel „Waldsterben“, habe sich ein „Wechselspiel von Wissenschaft, Medien und Politik“ entwickelt. Experten seien zu einem „immer wichtigeren Faktor der politischen Öffentlichkeit in den Industrienationen“ geworden. („21.0, Eine kurze Geschichte der Gegenwart“, München 2015) Ich nenne als Beispiel die beliebte Behauptung, der Kapitalismus sei an allem schuld. Dagegen: Wir werden nicht immer kränker, meint Martin Dornes in seinem Buch „Macht der Kapitalismus krank?“ und kritisiert, mehr Empirie einfordernd, den Berliner Philosophieprofessor Byung-Chul Han. Schreibtischphantasien“ nennt er dessen Thesen und appelliert: „Für eine kritische Soziologie und Philosophie wäre eine kritischere Einstellung wünschenswert, aber nicht zur Gesellschaft, sondern zu den eigenen Überzeugungen.“ Ob das nur für diese beiden Fächer gilt?

Mir bleibt nur der Appell an meine Kolleginnen und Kollegen: Weniger Gesinnung, mehr Empirie, tradierte Denkmuster infrage stellen, mehr Unerschrockenheit, Offenheit für neue Gedanken sowie mehr unbedingter Wille, die Dinge wirklich zu verstehen. Ja, das kostet Mühe. Und Zeit. Zu denken sollte geben, dass meine erfolgreichsten Sendungen jene waren, in den scheinbar sakrosankte gesellschaftliche Auffassungen infrage gestellt wurden: Mit Professor Ulrich Kutschera über „Gender Mainstreaming“ (33.000 Klicks auf [www.inforadio.de](http://www.inforadio.de)) und mit Professor Gunnar Heinsohn über „Völkerwanderung“ (25.000 Klicks).

## Ingo Kahle, M. A.



Der Autor: Ingo Kahle, M.A., geboren 1952 in Berlin, Studium der Publizistik, Politik und Philosophie an der Freien Universität Berlin. 38 Jahre beim SFB/RBB tätig, fünf Jahre in der Pressestelle, dann im Zeitfunk und von 1995 bis Mai 2016 Redakteur, CvD und Moderator im Inforadio.

iStockphoto.com, Lya Carstel



# Zeitung im Sinkflug?

Die traditionell gedruckte Zeitung bekommt durch das Internet nicht nur inhaltlich Konkurrenz, auch das Geschäftsmodell Zeitung gerät durch sinkende Auflagen immer weiter unter Druck. Wie dem entgegengesteuert werden kann und welche Maßnahmen die Branche ergreifen sollte, weiß eine Wissenschaftlerin der Freien Universität

WIRTSCHAFT WISS  
**ZEIT**

**Mei**  
bear



DIE ZEIT  
FÜR DEUTSCHLAND UND  
WELT

**DIE**  
WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISS



Freizeit, Arbeit, Schönheit: Man nennt sie  
Selbstoptimierer, und sie wollen ihr gesamtes  
Leben vermessen und verbessern. Machen  
sie das Beste aus sich? Oder versinken  
sie im Narzissmus? *(MAGAZIN)*

# Ich. Ich. Ich.



PARTIEN

## Optische Täuschung

Die trügen Deutschen kriegen den Wahlkampf, dem sie zustimmen, nicht zu sehen. Das ist böse, Verständlich. Und falsch, denn genau so ist es.

**I**n dieser Woche sind die Wahlkampf...  
...die trügen Deutschen kriegen den Wahlkampf, dem sie zustimmen, nicht zu sehen. Das ist böse, Verständlich. Und falsch, denn genau so ist es.

## Presse und Profit

**A**

...die trügen Deutschen kriegen den Wahlkampf, dem sie zustimmen, nicht zu sehen. Das ist böse, Verständlich. Und falsch, denn genau so ist es.

...die trügen Deutschen kriegen den Wahlkampf, dem sie zustimmen, nicht zu sehen. Das ist böse, Verständlich. Und falsch, denn genau so ist es.

## VON SVEN LEBORT

Die Behauptung, dass die Tageszeitung bald komplett ausstirbt und die gedruckten Zeitschriften ihr über kurz oder lang folgen werden, mag Margreth Lünenborg kaum noch hören. Ihre Stirn zieht sich in Falten, der Fuß wippt angespannt, wenn die Professorin für Journalistik am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin zum vermutlich tausendsten Mal damit konfrontiert wird. „Diese Behauptung halte ich für eine ambitionierte These“, sagt sie diplomatisch, „die Zahl der gedruckten Zeitungen als totes Holz wird sicherlich geringer. Aus journalistischer Perspektive sind der Träger und das Medium, über das die Nachricht transportiert wird, aber weitgehend unwichtig.“ Zwar existiere zweifellos das Problem, dass mit der gedruckten Zeitung ein mehr als 100 Jahre lang gewachsenes Geschäftsmodell mittelfristig zu Ende gehe. Doch wer der Zeitung undifferenziert ein schnelles Ende prophezeihe, übersehe die Funktionen und Aufgaben des Journalismus, seine Bedeutung für die Gesellschaft.

Schnell zeigt sich, dass für die Kommunikationswissenschaftlerin die steile These in sehr viele Teilaspekte zerlegt werden muss, um sich ihrem Wahrheitsgehalt zu nähern. So räumt Margreth Lünenborg unumwunden ein, dass die „Finanzierung um die Ecke“ in einer Krise stecke: Schon immer hätten Verleger mit dem Verkaufspreis der Tageszeitung selbst in guten Zeiten nicht die zweistelligen Renditen erwirtschaftet, sondern vorrangig mit Anzeigen. MedienökonomInnen konnten schon lange zeigen, dass der Verkaufspreis einer Zeitung ungefähr die Kosten für deren Herstellung und Vertrieb deckt, die anderen zwei Drittel aber aus dem Werbeerlös erwirtschaftet werden. Diese „Koppelgeschäfte“ trügen ein Blatt heute nicht mehr, sagt Lünenborg, sogar und gerade im Internet nicht. Genau deshalb gibt es auch weltweit nirgendwo *das* wirtschaftlich nachhaltig erfolgreiche Rezept, wie mit „Buchstabenjournalismus“, ob gedruckt oder online, wieder Renditen erzielt werden können. Trotz aller Anstrengungen, wie etwa der Bündelung von Verlagen oder dem Versuch, mit Bücherektionen oder Weinhandlungen Randgeschäfte zu machen. Die Bündelung von Redaktionen führe außerdem dazu, dass unter Umständen die Meinungsvielfalt ausgedünnt und so die Glaubwürdigkeit der Blätter reduziert werde.

„Viel Ratlosigkeit“ konstatiert denn auch Margreth Lünenborg der Branche, eine Ratlosigkeit, die an die Stelle von Innovationsbestrebungen im Internet trete. Bezahlung pro Artikel, Bezahlung erst ab einer gewissen Zahl gelesener Artikel – das alles gebe es, aber die Kosten decke damit niemand, es handle sich um „ein schwaches

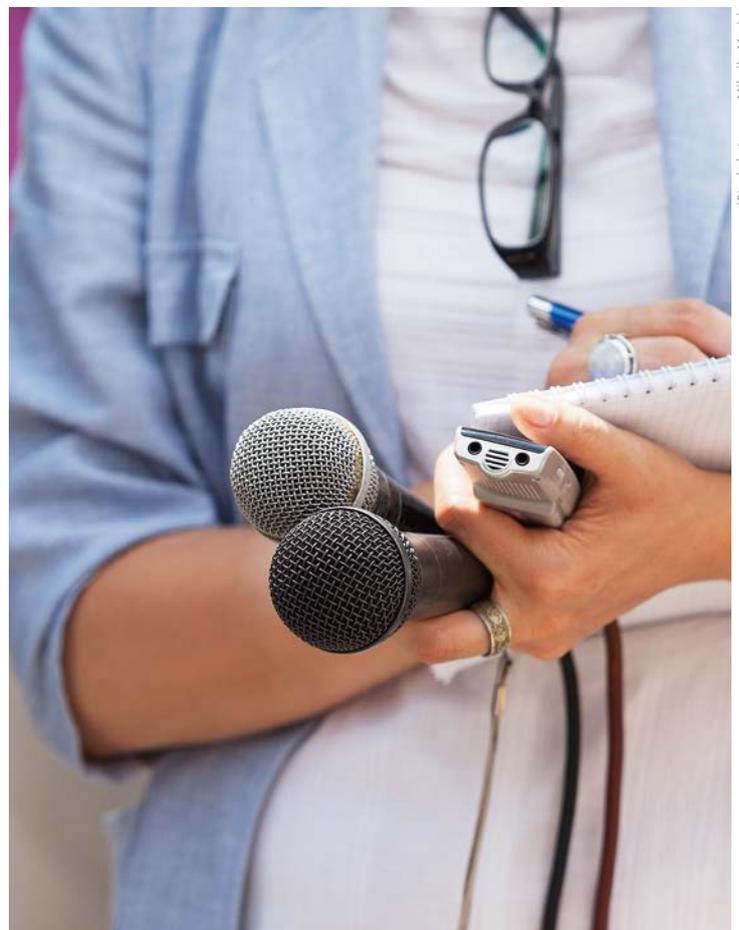
Segment“. In Deutschland sei es besonders schwer, mit Nachrichten im Internet Geld zu verdienen, denn die jahrelange Gratiskultur, in der es nur um viele Klicks für ein attraktives Werbeumfeld ging, habe „viel verdorben“.

Für Zeitschriften hat die Professorin noch größere Hoffnung. Die Frage, ob Zeitschriften in gleichem Maß an Bedeutung verlieren wie Zeitungen, ist aus ihrer Sicht noch offen. Auf der Habenseite stünde, dass Special-Interest-Titel mit spezifischen Zielgruppen immer einfacher zu verkaufen seien, egal, ob auf Papier oder online. Auf der Sollseite steht derweil, dass dort, wo es um Nutzwertiges oder Special-Interest geht, die Grenze von Werbung, Öffentlichkeitsarbeit und Journalismus oft kaum mehr sauber zu trennen sei.

### Zeitung muss wieder mehr Lesegeschichten bieten

Margreth Lünenborg ärgert die einseitige Schwarzmalerei rund um die Zukunft der Tageszeitung dennoch – sie sieht auch positive Seiten: Die Verleger hätten

Das Internet hat das Selbstbild vieler Journalisten verändert: Sie sind nicht mehr die einzigen, die Nachrichten selektieren und bewerten, das übernehmen mittlerweile Millionen von Nutzern mit ihren Tweets und Postings.



istockphoto.com, Mihajlo Maricic

ten endlich wahrgenommen, dass die Zeitung nicht das Medium ist, um schnell wichtige Nachrichten zu transportieren, sagt sie, da sei das Radio bis heute – auch in Zeiten vor dem Internet – schon immer schneller gewesen. Zudem sei bislang noch kein Medium ausgestorben, bestenfalls bekomme es eine andere Funktion, wenn ein neues den Markt betrete. Das Kernprodukt Zeitung müsse anderes bieten, sagt Lünenborg: Lese-

geschichten, die Zeitung als tägliches Magazin, einen Rückgriff auf Formen des erzählerischen Journalismus'. Ein weiteres, noch unterschätztes Monopol liege im Lokalen und Regionalen, wo es häufig keine oder nur eine Konkurrenz gebe – hier unterscheide sich der deutsche Markt deutlich etwa vom US-amerikanischen. Die Weltpolitik kenne der Leser aus Radio, Internet und TV vom Vortag, aber über die „Kiez-News“ berichteten oft nur die Lokalzeitung oder ein lokaler Blog kontinuierlich. In großen Städten, gerade auch in Berlin, sei die Zahl der lokalen Blogs stark gestiegen, sagt die Wissenschaftlerin. Das zeige, dass dort eine interessante Nische besetzt worden sei, nachdem sich die großen Berliner Zeitungen aus der Bezirks- oder gar Kiez-Berichterstattung völlig zurückgezogen hätten und jetzt zögerlich zurückkehrten.

## Prof. Dr. Margreth Lünenborg



Margreth Lünenborg hat seit März 2009 an der Freien Universität Berlin eine Professur inne für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Journalistik. Darüber hinaus ist sie unter anderem seit 2011 wissenschaftliche Leiterin der ehemaligen Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung, deren Aufgaben Anfang

2016 vom neu gegründeten Margherita-von-Brentano-Zentrum übernommen wurden. In ihrer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt sie sich mit Journalismusforschung, kommunikationswissenschaftlicher Geschlechterforschung, Cultural Studies und Medienforschung, Migration und Medien, Emotionen und Affekten in der Medialen Kommunikation sowie Hybriden Medienangeboten.

### Kontakt

Freie Universität Berlin  
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft  
Arbeitsstelle Journalistik  
E-Mail: [margreth.luenenborg@fu-berlin.de](mailto:margreth.luenenborg@fu-berlin.de)

### Die Zeitungsbranche hat die Digitalisierung zum Teil verschlafen

Im Grunde ist es mit der Zeitung wohl wie mit der Musik- oder Filmindustrie: „Lokale Verlagshäuser haben deutlich zu spät auf die Digitalisierung reagiert“, sagt Lünenborg, „und dann oft auch noch falsch“.

Die Mediennutzung der Generation von 2000 und jünger sei eine völlig andere als die von den Anbietern gewohnte. Auch sei es eine „narzisstische Kränkung“ für einige Zeitungsmacher, „dass sich im Netz die journalistische Schwerpunktsetzung völlig auflöst“. Hier bestimmten die Nutzer mit Hashtags auf Twitter, Kommentaren in sozialen Netzwerken und Verlinkungen, was das Thema der Stunde sei. Der klassische Journalist stehe da oft vor der Frage, ob er jedem neuen Trend

# Akademische Buchhandlung

Ihre wissenschaftliche  
Versandbuchhandlung mit den  
besonderen Dienstleistungen.

Aktuell. Kompetent. Schnell. Zuverlässig.

# Werner GmbH

Ehrenbergstraße 29  
14195 Berlin

Telefon +49 (0)30 84 19 08-0  
Telefax +49 (0)30 84 19 08-25  
E-Mail [info@akabuch.de](mailto:info@akabuch.de)  
[www.akabuch.de](http://www.akabuch.de)



hinterherlaufen oder einen eigenen Schwerpunkt setzen sollte, der möglicherweise niemanden interessiert.

### Nicht ständig auf Klickzahlen achten

„Mehr Interaktivität!“ fordert die Journalistik-Professorin daher konsequenterweise von den Anbietern – Treffen mit Nutzern, die Auswertung von Leserpost, mehr Vertrauen ins Publikum, all das müsse verstärkt geschehen. Das sei nicht zu verwechseln mit dem Glauben an Klickzahlen: „Wer publizistische Maßstäbe an Klickzahlen ausrichtet, gibt seine Standards preis“, sagt Lünenborg. Eine schwierige Gratwanderung, gewiss, aber nichts, was nicht anderen Branchen auch schon gelungen sei. Wie fatal sich das Hinterher-Hecheln hinter den Klickzahlen auswirken kann, habe die Aussage Alexander Gaulands, Vizechef der rechtspopulistischen Alternative für Deutschland, zu Fußballnationalspieler Jerome Boateng gezeigt. Dort hätten nahezu alle Medien auf die hohen Klickzahlen reagiert und sich so indirekt zum Sprachrohr der AfD gemacht.

Doch Gauland wusste, was er tat: Er ist ehemaliger Zeitungsherausgeber. Ihm „entschlüpfen“ solche Provokationen nicht zufällig kurz vor Beginn der Fußball-Europameisterschaft.

### Ab in die „Meinungsblase“

Auch die allzu genaue Beobachtung der Medien untereinander führe lediglich zu einem „mehr desselben“ und damit in der Konsequenz zu einer Angleichung und mangelnden Unterscheidbarkeit der Titel, ist Lünenborg überzeugt. Das gehe bis zur politischen Positionierung der Zeitungen, die früher noch in links und rechts einteilbar waren, nun aber in einem „postideologischen Konsens“ feststeckten: Gut ist, was klickt. Viele Mediennutzer, auch und gerade im Internet, landeten daher in einer Meinungsblase, in der sie mit anderen Ansichten kaum noch konfrontiert würden. Das Phänomen kannte indes auch schon die klassische Zeitungsforschung: Der Leser las tendenziell die Zeitung, die seiner politischen Grundhaltung entsprach, um „kognitive Dissonanzen“ zu vermeiden.

Ursachen für den Qualitätsverlust sieht die Professorin nicht im redaktionellen Personal. „Wir verzeichnen

aktuell die am besten ausgebildeten und qualifizierten Journalisten“, sagt die Expertin, die sich lange Zeit auch hauptberuflich der Journalistenfortbildung widmete. Das bedeute aber auch eine fundamentale Veränderung im Selbstbild der Journalisten: Sie seien weder die Torwächter und Selektoren im Nachrichtenstrom, noch setzten sie allein die Relevanz eines Themas – diese Aufgaben übernehme zunehmend das Netz mit seinen Millionen Nutzern und ihren Likes, Retweets und Postings. Journalisten würden immer mehr zu Kuratoren. Soziale Medien gehören nach Ansicht Lünenborgs dringender in den Fokus der Journalisten, sie müssten Lesern ihre Quellen offenbaren, Leserstimmen auswerten und auch zur Kenntnis nehmen, dass in Zeiten von Twitter und Co. einzelne Akteure ihre Nachrichten unter Umgehung der klassischen Medien sendeten – die beiden Kampagnen zur Präsidentschaftswahl von Barack Obama liefen deutlich stärker im sozialen Netz als in klassischen Medien. Dort konnten die Strategen die Nachrichten besser steuern, ohne auswählende und redigierende Journalisten zwischen Sender und Empfänger.

Wenn Journalisten solche Kanäle ignorierten, wie beim Massenübergriff auf Frauen in der jüngsten Silvesternacht in Köln, so stünden sie in der Tat vor „einem massiven Legitimationsproblem“.

### Das Überlebenskonzept für die gedruckte Zeitung: professionelle Informationen und hohes journalistisches Niveau

Für die Zeitungen sei es eine Überlebensfrage, dass sie die nötige Qualität hätten, die neuen Nutzerbedürfnisse wie das Überschriften-Scannen im Netz berücksichtigten und auch den investigativen, aufdeckenden Journalismus weiter betrieben. Der sei schon früher zu selten gewesen, heute fehle wegen der Sparpolitik der Verlage dazu oft das Personal und die Zeit. Doch das heiße, am völlig falschen Platz zu sparen.

Nach derart viel Kritik, auch im Detail, bei derart existenziellen Herausforderungen, sieht Margreth Lünenborg nicht doch schwarz für die gedruckte Zeitung? Sie zögert keine Sekunde: „Meine Prognose ist konservativ: Ich bin überzeugt, dass ein gesellschaftlicher Bedarf an professioneller Information besteht, ebenso wie eine Zahlungsbereitschaft dafür. Ein Blick in die USA lohnt, dort gibt es Ideen wie ‚Leserjournalismus‘ oder Stiftungsmodelle, die die Arbeit der Zeitung finanzieren und nicht auf Einnahmen über Verkauf oder Werbung angewiesen sind. Für solche Ideen ist auch in Deutschland noch Platz“. Wenn Journalisten dazu noch ein hohes journalistisches Niveau hielten und sich nicht als Gegner von Bloggern und Lesern sähen, sondern als Komplementäre, dann ließe sich die Krise der gedruckten Zeitung wohl erst einmal meistern.

Konnte man früher bei Tageszeitungen zum Teil noch unterscheiden zwischen „linker“ und „rechter“ Ausrichtung, so geben im Onlinezeitungsmarkt mittlerweile Klickzahlen den Takt vor.



A man in a dark suit, white shirt, and purple striped tie is seated at a dark desk in what appears to be a parliamentary chamber. He is wearing glasses and is looking down at a smartphone held in both hands. On the desk in front of him is a microphone and some papers. The background shows rows of blue seats.

# *Politik im Takt der Online-Medien*

Wie sich die Kommunikation zwischen Politik, Medien und Bürgern  
im digitalen Zeitalter verändert

## VON PHILIPP EINS

Als der Vorsitzende des Axel-Springer-Verlags das Wort ergreift, weiß noch niemand im Saal um die Bedeutung seiner Rede. „Im Zeitalter der schnellen Nachrichtenübermittlung auf dem Bildschirm leben wir Zeitungsverleger im Zeitalter der Postkutsche“, sagt er vor den Mitgliedern des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger. „Unsere Wettbewerber sind dagegen echte Kinder des Düsenflug-Zeitalters.“ Spätestens jetzt hat wohl jeder im Raum verstanden, dass sich die Medienwelt im Umbruch befindet.

Dabei spricht der Redner nicht etwa vom schnellen Nachrichtengeschäft im Internet. Der Vortrag ist über ein halbes Jahrhundert alt, gehalten von niemand Geringerem als dem Verlagsgründer Axel Springer selbst. Es war das Fernsehen, das ihn und viele andere Publizisten Anfang der 1960er-Jahre in Sorge versetzte. Die Geräte verkauften sich rasant, neue Formate und Sendungen entstanden, der Takt der Nachrichten wurde schneller.

Würde Axel Springer heute vor der Verlegerversammlung dieselben Worte wählen, es fiel kaum auf. Nur,

dass es eben Online-Medien, Blogs und soziale Netzwerke sind, die mittlerweile den Takt vorgeben und den Zeitungen sinkende Auflagen bescheren. Sie verbreiten Nachrichten – um im Bild zu bleiben – mit Überschallgeschwindigkeit und lassen selbst das Fernsehen alt aussehen.

Welche Folgen diese Entwicklung für die Kommunikation zwischen Politik, Medien und Bürgern hat, untersuchen Jan Niklas Kocks und Kim Murphy, wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin. Als Teil der DFG-Forschergruppe „Political Communication in the Online World“ beschäftigen sie sich vor allem mit den Verflechtungen zwischen Regierungsstellen und Nachrichtenmedien.

### Beschleunigung der Kommunikation

„Aus unseren Befragungen wissen wir, dass die schnelle Berichterstattung der Online-Medien auch die Arbeit der Pressesprecher in den Ministerien verändert“, sagt Kocks. „Die Reaktionszeit hat sich massiv verringert.“ Journalisten wollen Antworten auf ihre Anfra-

Der Verleger Axel Cäsar Springer (li.) warnte schon in den 1960er-Jahren vor einem Umbruch in der Medienbranche. Damals versetzte das Fernsehen die Verlegerbranche in Sorge, heute ist es das Internet.



dpa, Lothar Heilmann

## Kim Murphy, M.A.



Kim Murphy ist seit Oktober 2014 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im DFG-Projekt „Networked Media Government Relations“. Sie forscht vor allem zu politischer (Online-) Kommunikation, Public Relations und Journalismus, zu Inhaltsanalysen sowie staatlicher Öffentlichkeitsarbeit. Zudem ist sie Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) und Sprecherin für *naprok – Die Nachwuchsforscherinnen PR und Organisationskommunikation*.

### Kontakt

Freie Universität Berlin  
 Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft  
 Arbeitsstelle Organisationskommunikation  
 E-Mail: [kim.murphy@fu-berlin.de](mailto:kim.murphy@fu-berlin.de)

gen nicht etwa in wenigen Stunden, sondern oft schon innerhalb von 30 Minuten. Für die Sprecher bedeutet das mehr Stress und weniger Zeit für die Recherche bei den Fachabteilungen innerhalb des Hauses. „Letztendlich führt das zu einer oberflächlicheren Berichterstattung“, vermutet Kocks.

Der steigende Druck auf die Pressesprecher führt auf der anderen Seite dazu, dass ihr Arbeitsbereich innerhalb der Ministerien an Bedeutung gewinnt. Da Online-Medien keinen Redaktionsschluss kennen, sind Rufbereitschaften auch außerhalb fester Bürozeiten nötig. Um den Aufwand zu bewerkstelligen, wird mehr Personal eingestellt. „Ressourcen werden verschoben oder Arbeitsplätze neu geschaffen“, sagt Kocks.

Zusätzlich wird Personal gebraucht, weil die Pressarbeit längst nicht mehr das einzige Werkzeug der politischen Kommunikation in den Ministerien ist. Die Pressestellen sind selbst zu Medienproduzenten geworden. Vor allem über soziale Netzwerke wie Twitter, YouTube und Facebook versuchen sie seit einigen Jahren, Bürger direkt anzusprechen. Knapp 350.000 Menschen folgen der Bundesregierung auf Facebook, noch etwas mehr Fans hat die Seite der Bundeswehr.

Kanzleramtsminister Peter Altmaier (CDU) bedient die Neuen Medien professionell. Das ergaben Befragungen der Forscher unter Journalisten. Er „treffe den richtigen Ton in seinen Posts, liefere aktuelle Kommentare und habe sich als feste Größe in den sozialen Netzwerken etabliert.“



dpa, Kay Nietfeld



Dem Auswärtigen Amt folgen immerhin fast 180.000 Online-Nutzer.

„Diese drei Seiten zeigen, wie gute politische Kommunikation in sozialen Netzwerken aussehen kann“, lobt Jan Niklas Kocks. Die Redakteure in den Pressestellen arbeiten mit Texten, Bildern und Videos, die auf die Kanäle zugeschnitten sind. Andere Behörden wie das Finanzministerium sind in den sozialen Netzwerken weniger aktiv, stellen der Öffentlichkeit dafür aufwendig animierte Bilanzen auf ihren Webseiten zur Verfügung. Darin erklären sie zum Beispiel leicht verständlich, wie viel Geld in den Fuhrpark der Ministerien fließt.

### Nachholbedarf bei direkter Kommunikation

„Insgesamt sehen wir ein zunehmendes Maß an Professionalisierung in der digitalen Kommunikation auf Seiten der Regierungsstellen“, sagt Kocks. Ist es den Ministerien vor ein paar Jahren noch darum gegangen, statische Inhalte auf ihre Facebook-Seiten zu laden, haben sie mittlerweile verstanden, dass sie die sozialen Medien regelmäßig mit aktuellen Inhalten bespielen müssen, um in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden.

Neben der Produktion von Inhalten für soziale Medien hat aber auch der Dialog mit Bürgern über soziale Netzwerke an Bedeutung gewonnen. Mehr als 300 Anfragen erreichen die Redakteure über die Facebook-Seite der Bundesregierung innerhalb von nur zwei Wochen. Nicht viel, findet Kim Murphy, die hier Nachholbedarf sieht. „Es gibt noch recht wenig direkte Kommunikation zwischen Regierungsstellen und Bürgern auf Facebook und Twitter“, sagt sie. Das sei aber kein deutsches Phänomen: „Unsere Untersuchungen haben gezeigt, dass man in Großbritannien noch zurückhaltender ist.“

Die Allgegenwart sozialer Medien hat dennoch zu einer Veränderung auch in der Politik selbst geführt, beobachtet Jan Niklas Kocks. „Politiker achten mehr auf ihre Darstellung in der Öffentlichkeit“, sagt er. Ob nach dem Amoklauf eines Deutsch-Iraners in München oder dem Putschversuch gegen den türkischen Präsidenten

Erdogan: Viele Politiker geben Statements mittlerweile per Facebook oder Twitter.

Besonders Kanzleramtsminister Peter Altmaier bedient die Neuen Medien professionell, haben Befragungen der Forscher der Freien Universität unter Journalisten ergeben. „Er trifft den richtigen Ton in seinen Posts, liefert aktuelle Kommentare und hat sich als feste Größe in den sozialen Netzwerken etabliert“, sagt Kocks.

### Wenn Politiker über soziale Medien stürzen

Facebook und Twitter können Karrieren jedoch nicht nur befeuern, sondern auch beenden, wie das Beispiel von Manuela Carmena zeigt. Schon wenige Stunden nach ihrer Amtseinführung als Bürgermeisterin von Spaniens Hauptstadt Madrid im Juni 2015 war ihr die Freude am neuen Job vergangen. Ein antisemitischer Tweet, der sich wie ein Lauffeuer durch die Sozialen Netzwerke verbreitete, führte zur ersten Regierungskrise.

Der Tweet stammte vom frisch ernannten Kulturbeauftragten Guillermo Zapata und war zu diesem Zeitpunkt bereits vier Jahre alt. Das Internet vergisst nicht, und die Empörung der Nutzer steigerte sich im Minutentakt. Am nächsten Tag wurde der Tweet in allen Medien Spaniens publiziert. Schließlich ging der Hashtag *#ZapataDimisión* durchs Netz, der den Politiker zum Rücktritt aufforderte. Der Kulturstadtrat entschuldigte sich, doch seine Worte nützten nichts mehr. Nach nur wenigen Tagen legte Zapata sein Amt nieder.

„Ein schneller, unbedachter Tweet kann verheerend sein“, sagt Jan Niklas Kocks. Dennoch könne er nicht beobachten, dass die Angst unter den Politikern umgeht. „Abgeordnete wie Peter Tauber nutzen gezielt eine robuste Sprache, um auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen.“ Auch Politiker der rechtspopulistischen Alternative für Deutschland nutzen sprachliche Entgleisungen in sozialen Netzwerken, um Aufmerksamkeit zu erzeugen – so wie Vizechefin Beatrix von Storch, die über Facebook den verfassungsfeindlichen Schusswaffengebrauch zur Grenzsicherung befürwortete.

Doch nicht in allen Bereichen der politischen Kommunikation in Ministerien führt die Digitalisierung zu

## Das DFG-Forschungsprojekt „Networked Media Government Relations“

Das Forschungsprojekt „Networked Media Government Relations“ unter der Leitung von Professorin Juliane Raupp von der Freien Universität untersucht die Beziehungen zwischen Regierungsorganisationen und Nachrichtenmedien in Deutschland, Großbritannien und Italien. Es wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert und ist eines von insgesamt acht Projekten der deutsch-schweizerischen Forschergruppe „Politische Kommunikation in der Online-Welt. Voraussetzungen und Folgen des strukturellen Wandels der politischen Kommunikation“. Weitere Informationen im Internet unter [www.fgpk.de](http://www.fgpk.de)

## Dr. Jan Niklas Kocks



Jan Niklas Kocks ist seit August 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin – ebenfalls im DFG-Projekt „Networked Media Government Relations“. In seiner Forschung beschäftigt er sich mit politischer (Online-) Kommunikation, PR und Journalismus, Staatlicher Öffentlichkeitsarbeit, darüber hinaus aber auch mit Netzwerkanalysen und der Geschichte der Öffentlichkeitsarbeit. Kocks ist außerdem Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK), der International Communication Association (ICA) sowie der International Political Science Association (IPSA).

### Kontakt

Freie Universität Berlin  
 Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft  
 Arbeitsstelle Organisationskommunikation  
 E-Mail: [j.n.kocks@fu-berlin.de](mailto:j.n.kocks@fu-berlin.de)

einem Umdenken. Manche Dinge bleiben einfach, wie sie sind. Das gilt vor allem für die Vernetzung von Pressesprechern und Journalisten, wie Jan Niklas Kocks im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts herausgefunden hat. Bereits in seiner Promotion am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat er sich in einer Netzwerkanalyse mit dem Thema beschäftigt.

### Das Gespräch mit Journalisten bleibt wichtig

„Wir haben die Sprecher in Ministerien gefragt, mit welchen Journalisten sie zuletzt Kontakt hatten“, erklärt Kocks. „Meist waren es Reporter und Redakteure klassischer Medien.“ Im Untersuchungszeitraum zwischen 2012 und 2015 hat sich daran wenig geändert. „Auf das Gespräch mit einflussreichen Journalisten von Bild, SZ, FAZ und ARD möchte man trotz Facebook und Twitter eben nicht verzichten“, sagt Kocks. Der Einfluss von Bloggern oder YouTubern wird offenbar noch als eher gering eingestuft.

Anders als in den USA spielen Blogger und YouTuber in den beruflichen Netzwerken von Pressesprechern deutscher Ministerien bisher kaum eine Rolle. „Auch hier sehen wir Parallelen zu Großbritannien“, sagt Kim Murphy. „Dort orientieren sich die Pressesprecher auch sehr stark an der klassischen Presse.“ Eine Ausnahme in Deutschland ist der YouTuber Tilo Jung, der mit einer Folge seines Formats „Jung & Naiv – Politik für Desinteressierte“ teils mehr als 250.000 User im Netz erreicht. Die Pressestellen deutscher Regierungsorganisationen fahren also zweigleisig: „Einerseits bauen sie ihre digitalen Aktivitäten aus, andererseits setzen sie auf bewährte Netzwerke mit einflussreichen Pressevertretern“, sagt Jan Niklas Kocks. Der Berufsstand des klassischen Journalisten wird in Deutschland daher auch in Zukunft nicht so schnell aussterben, zumindest nicht in der politischen Kommunikation. Ein Resümee, mit dem wohl auch der alte Axel Springer zufrieden gewesen wäre.



Deutsches  
**Journalisten**  
Kolleg



**Kombiniere Dein Fachstudium mit einer fundierten Journalistenausbildung!**

studienbegleitend

individuelle Akzentsetzung

kompetent und praxisnah

[www.journalistenkolleg.de/die-journalistenschule](http://www.journalistenkolleg.de/die-journalistenschule)





# *Medien, Politik und Terror: „Durchschaubare Reflexe“*

Wie wird hierzulande über Terror berichtet, wie ändert sich der politische Diskurs in Krisenzeiten – und wie reagieren Politik und Medien auf Anschläge? Die Betreiber des deutschsprachigen Blogs „netzpolitik.org“, das wichtige Fragestellungen rund um Internet, Gesellschaft und Politik thematisiert, befragen dazu Klaus Beck, Professor am Institut für Publizistik- und Kommunikationsforschung der Freien Universität Berlin.



## INTERVIEW MIT KLAUS BECK

---

**netzpolitik.org:** Nach den Ereignissen der vergangenen Monate diskutieren wir wieder, wann Straftaten als Terroranschläge bezeichnet werden sollten. Können wir hierzulande eine Entgrenzung des Terrorbegriffes beobachten?

**Klaus Beck:** Ich denke schon. Das würde ich in erster Linie aber zunächst gar nicht nur auf die Medienberichterstattung beziehen. Da ist es momentan natürlich so ein bevorzugtes Schema, immer zuerst die Frage zu beantworten, ob es nun Terror – und vor allem islamistischer Terrorismus – ist oder nicht. Aber die eigentliche Entgrenzung des Terrorbegriffes findet ganz woanders statt, nämlich auf Seiten jener politischen Akteure, die mit Sicherheitsargumenten Freiheitsrechte, Bürgerrechte und Menschenrechte einschränken wollen. Der Ausgangspunkt, zumindest in der jüngeren Geschichte, ist hierfür der 11. September, mit dem darauffolgenden Krieg gegen Terror und seinen maßlosen Überziehungen, den gefälschten Beweisen als Grundlage für Interventionskriege und so weiter. Dass das funktioniert, hat sich halt herumgesprochen, und mittlerweile behaupten auch Putin oder Erdogan, dass sie unter terroristischen Bedrohungen leider gezwungen sind, Grundrechte einzuschränken, Journalisten zu verhaften und Gerichte zu entmachten.

**netzpolitik.org:** Lässt sich das so auch auf die Situation in Deutschland übertragen?

**Klaus Beck:** Auch bei uns wird das Argument, dass es eine terroristische Bedrohung gibt, die ich gar nicht leugnen möchte, genutzt, um klassische Forderungen zu erheben: eine stärkere Zusammenarbeit von Polizei und Verfassungsschutz bei Überwachungsmaßnahmen, die internationale Zusammenarbeit von Sicherheitsbehörden, die Vernetzung von europäischen Datenbanken, der Einsatz der Bundeswehr im Inneren. Nehmen wir als jüngstes Beispiel München: Da geht es gar nicht um Terrorismus, wie wir jetzt wissen, sondern um einen Amokläufer. Das hält aber diverse Politiker nicht davon ab, zu sagen, dass wir jetzt auf jeden Fall Einsätze der Bundeswehr im Inneren brauchen.

**netzpolitik.org:** Was macht dieses Framing mit dem politischen Diskurs, wenn jetzt so viele Ereignisse, deren Zusammenhänge wir nicht kennen, automatisch und fast ausschließlich im Rahmen von Terrorismus besprochen werden?

**Klaus Beck:** Wenn nur die üblichen Akteure das bekräftigen, was sie immer schon zu allen passenden und unpassenden Gelegenheiten gefordert haben, entzieht das dem politischen Diskurs die sachliche Grundlage. Jeder kocht sein Süppchen: Die Gewerkschaft der Polizei sagt, wir brauchen besser bezahlte Polizisten mit besserer Ausstattung, aber die Bundeswehr brauchen wir nicht. Die Bundeswehr sagt im Zweifel: Wir könnten aber auch etwas tun. Also alles Partialinteressen, die sich artikulieren, die aber nicht mehr wirklich in einem argumentativen Kontext miteinander stehen. Dieses Abrufen von bekannten Positionen, die häufig auch noch relativ schlecht argumentativ begründet werden, hat zwei schädliche Folgen: Erstens werden die politischen Probleme nicht gelöst, inklusive der Sicherheitsprobleme. Und zweitens verliert die Politik weiter an Glaubwürdigkeit, weil auch wirklich jeder Rezipient durchschaut, welche Reflexe ein Gewerkschaftsvertreter, ein CSU-Politiker oder ein Polizeipräsident hat. Irgendwann erreicht das einen Punkt, an dem man das nicht mehr ernst nimmt.

**netzpolitik.org:** Wie könnte man den medialen Diskurs denn fruchtbarer führen? Was wären denn Alternativen, auch in der Berichterstattung?

**Klaus Beck:** Terrorismus funktioniert natürlich nur mit medialer Resonanz: Wenn ich Schrecken verbreiten will, brauche ich Multiplikatoren. Terroristen sind also zwingend auf Medien angewiesen, egal ob sie jetzt auf Journalisten setzen, ob sie auf eh schon isolierte Gruppen oder Individuen abzielen, bei denen sie mit ihrer Social-Media-Strategie Prozesse der Selbstradikalisierung auslösen wollen. Aber die journalistischen Medien kommen da nur sehr schwer raus, weil sie in einem konstanten Konkurrenzverhältnis stehen. Nachrichtenunterdrückung ist weder eine ökonomisch vernünftige Strategie noch ist es eine ethisch wünschenswerte. Es gibt in der Praxis schwer implementierbare Konzepte wie das des „Friedensjournalismus“, das früher im Kontexte bewaffneter zwischenstaatlicher Konflikte verhandelt wurde. Es geht davon aus, dass bewusst multiperspektivisch berichtet werden muss, ohne dass man sich direkt dem Vorwurf ausgesetzt sieht, Verständnis für Kriegsgegner oder eben Terroristen zu zeigen. Es muss möglich sein, auch die Perspektiven von Straftätern deutlich zu machen – analytisch beschreibend, nicht sympathisierend. Nur dann kann es gelingen, Konflikte zu verstehen. Das heißt ganz konkret: Wir bräuchten mehr Hintergrundberichterstattung. Aber die ist teuer, und die Finanzierungskrise des Journalismus ist bekannt. Deswegen ist das leider nicht unbedingt die realistischste Perspektive, aber ich denke, das ist die einzige Möglichkeit, dieses Schema zu durchbrechen.

**netzpolitik.org:** Wir erleben gleichzeitig ja eine entgegengesetzte Entwicklung, einen Zirkel der Beschleunigung. Die Online-Medien schalten auf Krisenmodus, schmeißen den Live-Ticker an und versuchen immer wieder zu erklären, was man womöglich weiß und was nicht.

**Klaus Beck:** Es gibt aber eben auch eine Nachfrage danach. Die Leute holen sich ihre Push-Nachrichten aufs Handy und werden dann von allen möglichen Dingen, die so aussehen wie Terror oder entsprechend geframet werden, erreicht. Und offensichtlich möchten sie das auch. Für die Anbieter bleibt es erstmal ein Wettrennen. Das ist aber auch kein völlig neues Phänomen, das verschärft sich jetzt einfach. Medien sind auch früher nicht immer der Anforderung gerecht geworden, zwischen Ereignis und Bericht eine Reflexionsphase

und eine Prüfungsphase einzubauen, wie es journalistischen Qualitätskriterien entspricht.

**netzpolitik.org:** Welche Rolle spielen dabei soziale Medien, wo ja nicht nur Berichterstattung stattfindet, sondern auch die emotionale Aufladung der Ereignisse, etwa dadurch, dass Menschen ihre Profilbilder anpassen oder ähnliches?

**Klaus Beck:** Klicktivismus ist natürlich rasch gemacht und verpflichtet einen zu nichts, wie viele Self-Marketing-Maßnahmen im Social-Web. Gerade noch während solche Ereignisse laufen, ist es aber ein unglaublicher Verstärker von Gerüchten. Wenn die Münchner Polizei aufgrund von Social-Media-Gerüchten fälschlicherweise einen Großeinsatz am Stachus durchführt, dann merkt man, dass das eben auch real schädlich sein kann. Da braucht eine Gesellschaft auch Zeit, um eine entsprechende Social-Media-Ethik zu entwickeln, von der wir noch relativ weit entfernt sind. Mir geht es dabei aber nicht darum, Social Media zu verdammen. Der Einsatz von Social Media durch die Münchner Polizei war zum Beispiel wegweisend. Das ist ein Frühwarnsystem, das den Social-Media-Strom auch ein bisschen erden kann und den Leuten eine seriöse Alternative bietet, die auch mehr Glaubwürdigkeit hat in so einer Situation.

**netzpolitik.org:** Stichwort Social-Media-Ethik: Was halten Sie von der Initiative, Twitter im Krisenfall mit Katzenbildern statt mit Terrorberichterstattung zu füllen?

**Klaus Beck:** Das ist als eine Art Notwehr, als Selbstregulierung sicher kurzfristig hilfreich. Aber das kann langfristig keine gute Strategie sein, in solchen Situationen alles mit Bedeutungslosigkeit zuzumüllen. Ich habe da aber auch kein Patentrezept, und es gibt auch niemanden, der sich jetzt hinsetzt und an Konzepten arbeitet. Bislang ist es ein Aushandlungsprozess der User untereinander.

Das Interview führte Ingo Dachwitz

## Prof. Dr. Klaus Beck



Klaus Beck ist seit 2007 Professor für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Freien Universität Berlin, von 2009 bis 2011 war er dort auch Dekan des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften, von Mai 2013 bis Juli 2014 deren Vizepräsident. In seiner wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt er sich vor allem mit Kommunikationspolitik und Medienökonomie, Medienethik, computervermittelter Kommunikation sowie mit Kommunikations- und Medientheorie. Seit 2015 leitet er unter anderem das DFG-Projekt „Regionale Pressevielfalt in Deutschland und Österreich 1995–2015“.

### Kontakt

Freie Universität Berlin  
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft  
Arbeitsstelle Kommunikationspolitik/Medienökonomie  
E-Mail: [klaus.beck@fu-berlin.de](mailto:klaus.beck@fu-berlin.de)

**KOPIEREN . DRUCKEN . BINDEN . PLOTTEN . SCANNEN**

Dahlem I Habelschwerdter Allee 37 14195 Berlin T 84 17 42 10 F 84 17 42 36 <a href="mailto:habelschwerdterallee@copy-center.de">habelschwerdterallee@copy-center.de</a>	Dahlem II Ladenbergstr. 2 14195 Berlin T 83 00 93 10 F 83 00 93 29 <a href="mailto:ladenbergstr@copy-center.de">ladenbergstr@copy-center.de</a>
---	---

**[www.campus-printshop.de](http://www.campus-printshop.de)**

**[www.copy-center.de](http://www.copy-center.de)**

...weitere Standorte in  
Schöneberg  
Mitte/Kreuzberg  
Pankow  
Potsdam

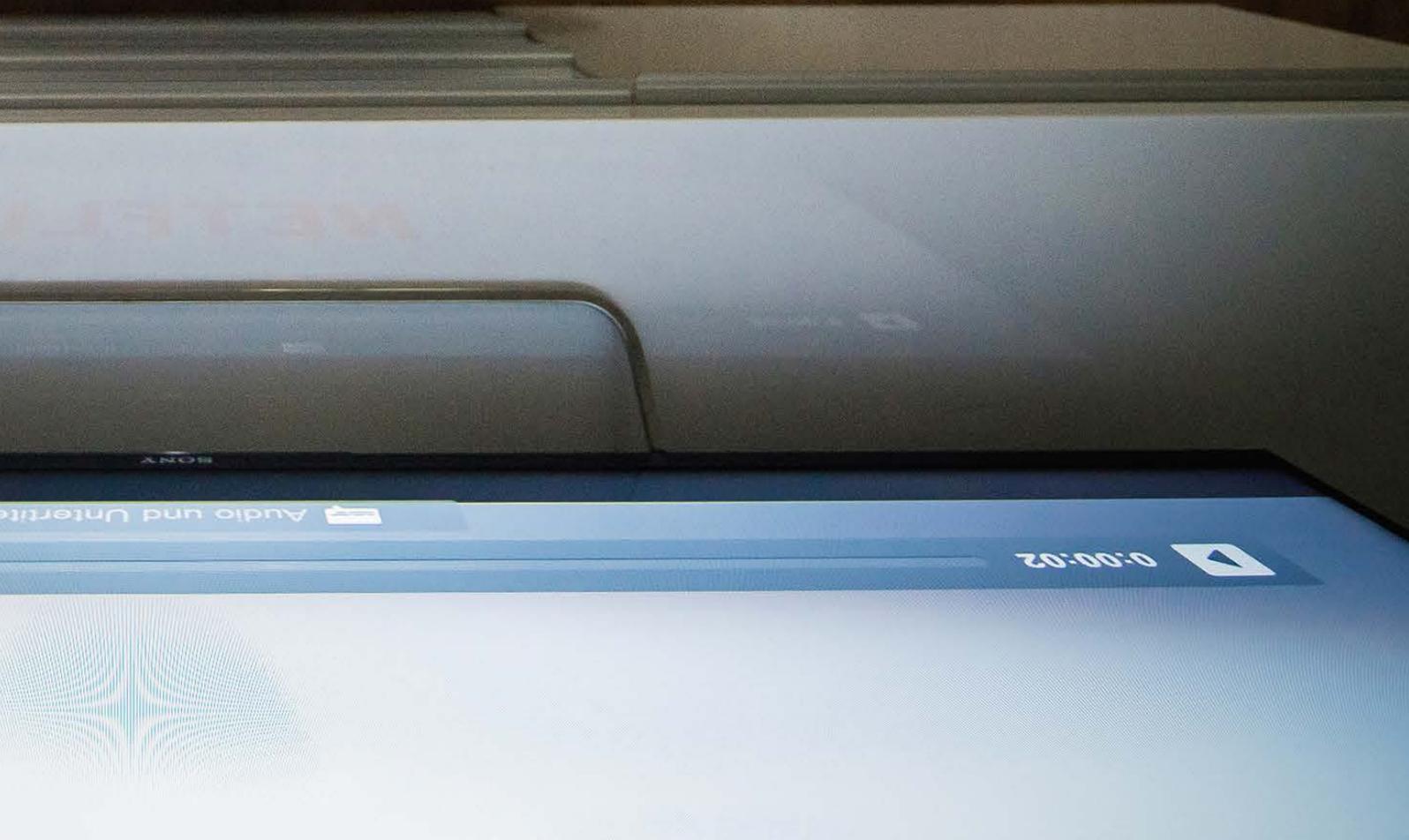
**digital-printing-hall**

Copy-Repro-Center Berlin GmbH

# Die Zukunft auf dem Schirm

Jahrzehntelang war das Fernsehen das Leitmedium der Gesellschaft. Jetzt hat es den Anschein, als verliere es gegenüber dem Internet an Bedeutung, vor allem bei jungen Zuschauern. Kommunikationswissenschaftler der Freien Universität Berlin untersuchen, was die Zuschauer erwarten – und was das für die Zukunft des Fernsehens bedeuten könnte.

0:41:50



## VON STEFANIE HARDICK

Sitzen ein 14-Jähriger und ein 29-Jähriger zusammen vor dem Fernseher. Wie der Witz weitergeht? Das muss erst noch erforscht werden. Vielleicht einigen sie sich auf eine Sendung wie die ZDF-Show *Neo Royal*, vielleicht auf Fußball. Wahrscheinlicher ist es, dass der 29-Jährige das TV-Programm bestimmt und der 14-Jährige sich nebenbei sein eigenes Programm im Internet macht. Dass er bei Snapchat ein paar Clips von Freunden ansieht, hinterher einige Empfehlungen bei Instagram checkt und bei YouTube vorbeischaut, weil seine Lieblingskanäle aktualisiert worden sind.

Warum sollten ein 14-Jähriger und ein 29-Jähriger überhaupt zusammen vor dem Fernseher sitzen? Weil sie in vielen Studien, die Fernseh- und Internetaktivitäten messen, zur gleichen Altersgruppe gezählt werden. Zum Beispiel in der ARD-ZDF-Online-Studie, mit der die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender erfassen, wie ihre Zuschauer die multimediale Konkurrenz im Internet nutzen. 2015 ergab die Studie, dass 98 Prozent der „jungen Menschen“ mit Internetanschluss oder Smartphone Videos im Netz anschauen. Sie waren täglich 187 Minuten im Internet, während sie nur 144 Minuten fernsahen. Die Altersgruppe gewöhne sich daran, täg-

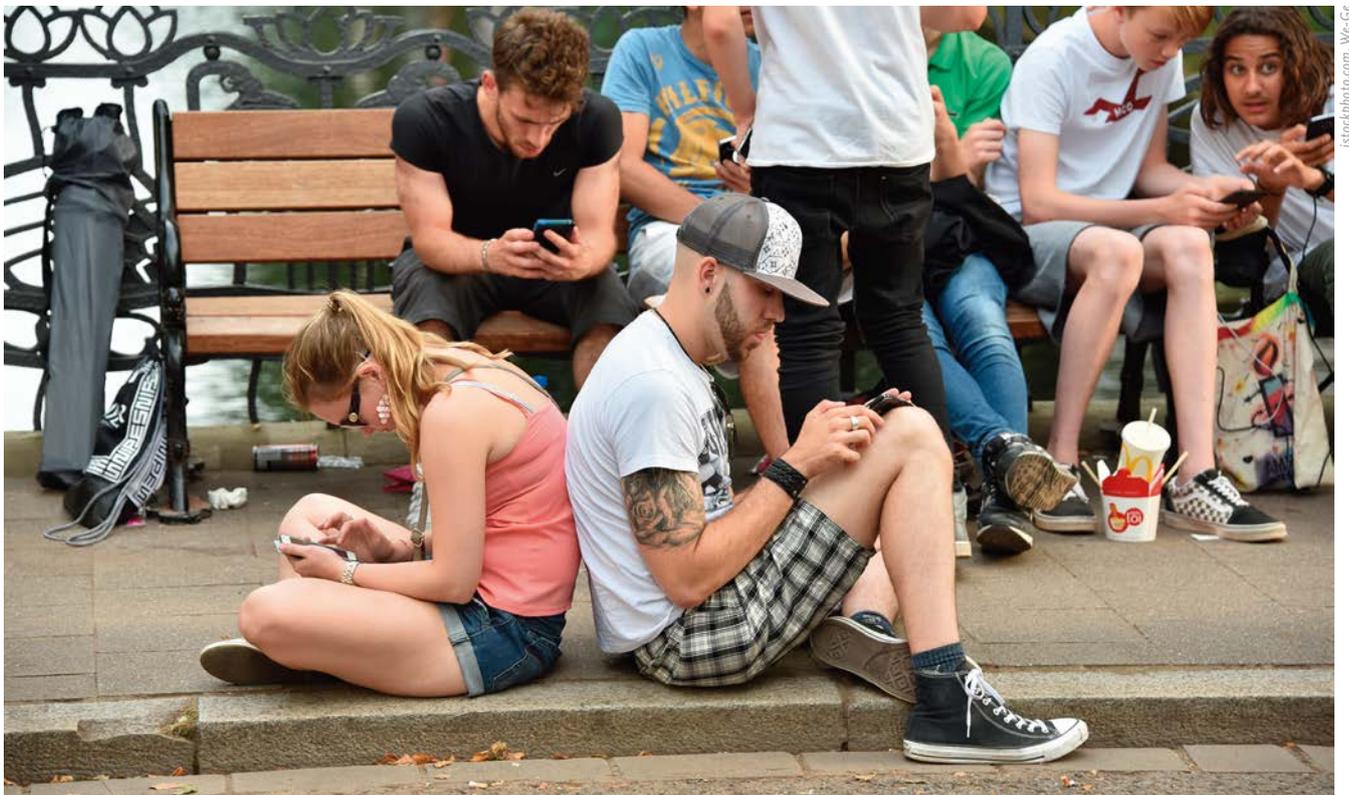
lich „Bewegtbildangebote“ im Internet zu nutzen. Sind die Tage des klassischen Fernsehens gezählt?

Martin Emmer, Kommunikationswissenschaftler an der Freien Universität Berlin, sieht die Zukunft des Fernsehens nicht ganz so schwarz. Gemeinsam mit Joachim Trebbe und einem vierköpfigen Team untersucht er „Konvergenz von Fernsehen und Internet aus Angebots- und Nutzungsperspektive“. Konvergenz lässt sich mit Annäherung oder Verschmelzen übersetzen, die Forscher gehen also nicht von einem Duell aus, bei dem am Ende nur noch einer aufrecht steht. Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt läuft bis 2017, derzeit sind die Wissenschaftler noch mit der Bestandsaufnahme beschäftigt. Und die ist schwierig genug, wie Martin Emmer und Christian Strippel, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Projekts, erzählen.

Da ist das Problem mit den Altersgruppen: „Der Umgang mit den Medien verändert sich mit jeder neuen Schüलगeneration, also alle vier bis fünf Jahre. Unsere Studenten erzählen, dass sie schon die Mediennutzungsmuster ihrer jüngeren Geschwister gar nicht mehr verstehen“, sagt Emmer. Diese spezifischen neuen Muster erfassen viele Studien nicht. „In Deutschland sind die jüngeren Altersgruppen so klein, dass sie statistisch in der Masse der Babyboomer und Rentner untergehen.“

Da ist das Problem mit dem Gedächtnis: „Frage ich Teilnehmer, wie viel sie gestern ferngesehen haben,

Snapchat, Instagram, YouTube: Das klassische Fernsehen hat durch das Internet reichlich Konkurrenz bekommen.



istockphoto.com, We-Ge

Fernsehereichweite heißt nur, dass der Fernseher eingeschaltet ist. Ob dabei auch wirklich aufmerksam zugeschaut wird, kann nicht erfasst werden.

können sie sich problemlos erinnern. Aber wer weiß schon, wie viele Filme er im Internet gesehen hat und wie lange?“ erläutert Strippel. Videos spielen sich bei Facebook automatisch ab, bei YouTube klickt man nach einigen Sekunden weiter, das Urlaubsvideo der Nachbarin wertet man gar nicht als Fernsehen.

## Prof. Dr. Martin Emmer



Martin Emmer ist seit 2011 Professor für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Mediennutzung am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Freien Universität Berlin. Er beschäftigt sich unter anderem mit der Kommunikationspolitik für die digitale Gesellschaft, der Entwicklung der politischen Online-Kommunikation in Deutschland sowie der Nutzung mobiler Medien in Sub-Sahara Afrika. Er ist zudem einer der Projektleiter des DFG-Projekts „Die Konvergenz von Fernsehen und Internet aus Angebots- und Nutzungsperspektive“, das im Januar 2015 startete.

### Kontakt

Freie Universität Berlin,  
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,  
Arbeitsstelle Mediennutzung  
E-Mail: [martin.emmer@fu-berlin.de](mailto:martin.emmer@fu-berlin.de)

### Twittern beim Tatortschauen

Und da ist das Problem mit der Aufmerksamkeit: „Die unglaublich hohe Reichweite des Fernsehens entsteht, weil nur erfasst wird, ob der Fernseher angeschaltet ist. Aber nicht, ob die Zuschauer tatsächlich zusehen.“ Viele ließen den Fernseher zwar laufen, seien aber gleichzeitig im Internet. Und twittern zum Beispiel parallel den *Tatort*, sagt Strippel, der mit zwei Kolleginnen eine Vorstudie zu diesem Phänomen des „Second Screen“ gemacht hat. Die Nutzer widmen ihre Aufmerksamkeit zwei Bildschirmen – meistens Fernseher und Smartphone. Das Ergebnis der Studie: Die Medien konkurrieren zwar um die Blicke der Zuschauer, zugehört wird aber weiter dem Fernseher.

Derzeit gebe es noch keine Methode, mit der erfasst werden kann, wie viel „Bewegtild“ tatsächlich im Internet konsumiert wird und auf welchen Plattformen. Noch schwieriger ist es zu untersuchen, welche Inhalte die Zuschauer durch das jeweils andere Medium ergänzen – und warum. Doch obwohl die Wissenschaftler annehmen, dass viel mehr Menschen im Netz fernsehen als die Reichweite besagt, steht das klassische TV nicht schlecht da, wie Strippel zusammenfasst: „Viele Befragte schalten als erstes den Fernseher an, wenn sie nach Hause kommen. Erst, wenn sie dort nichts Inter-

**KEIN BOCK AUF LABOR !?**

... Dann betritt mit sellxpert neue Welten

[SELLXPERT.COM/YOUNGTALENTS](http://SELLXPERT.COM/YOUNGTALENTS)

TOP 100 Top-Innovator 2016

QR code and social media icons (globe, person, speech bubble)

essantes finden, suchen sie im Internet.“ Es deutet sich aber an, dass jüngere Generationen diese Gewohnheit ablegen, sagt Emmer. Ihre emotionale Bindung an das Fernsehen sei viel geringer als bei Älteren.

### Fernsehen strukturiert den Alltag

Gewohnheiten sind aber auch abhängig von Lebensphasen. So könnte es sein, dass die heutigen Schüler später doch das klassische lineare Fernsehen bevorzugen. Weil es dem Alltag Struktur gibt: 20 Uhr – *Tagesschau*. Weil manche Inhalte nur live funktionieren: Niemand schaut Fußball in der Mediathek. Und weil Shows und Events ein „Lagerfeuergefühl“ vermitteln, wie Strip-Tease es nennt: Sie schaffen eine Gemeinschaft mit anderen und Erlebnisse, über die man sich am nächsten Tag unterhalten kann. Auf diese Stärken sollten sich die Sender besinnen, meint er. Die Struktur des Fernsehens habe so starke Gewohnheiten geprägt, dass die Nutzer sie sogar aufs Internet übertragen. Deshalb arbeiten die erfolgreichsten YouTuber mit festen Veröffentlichungszeiten – weil ihre Abonnenten meckern, wenn zur gewohnten Sendezeit kein frisches Video online ist.

### Löst YouTube das klassische Fernsehen ab?

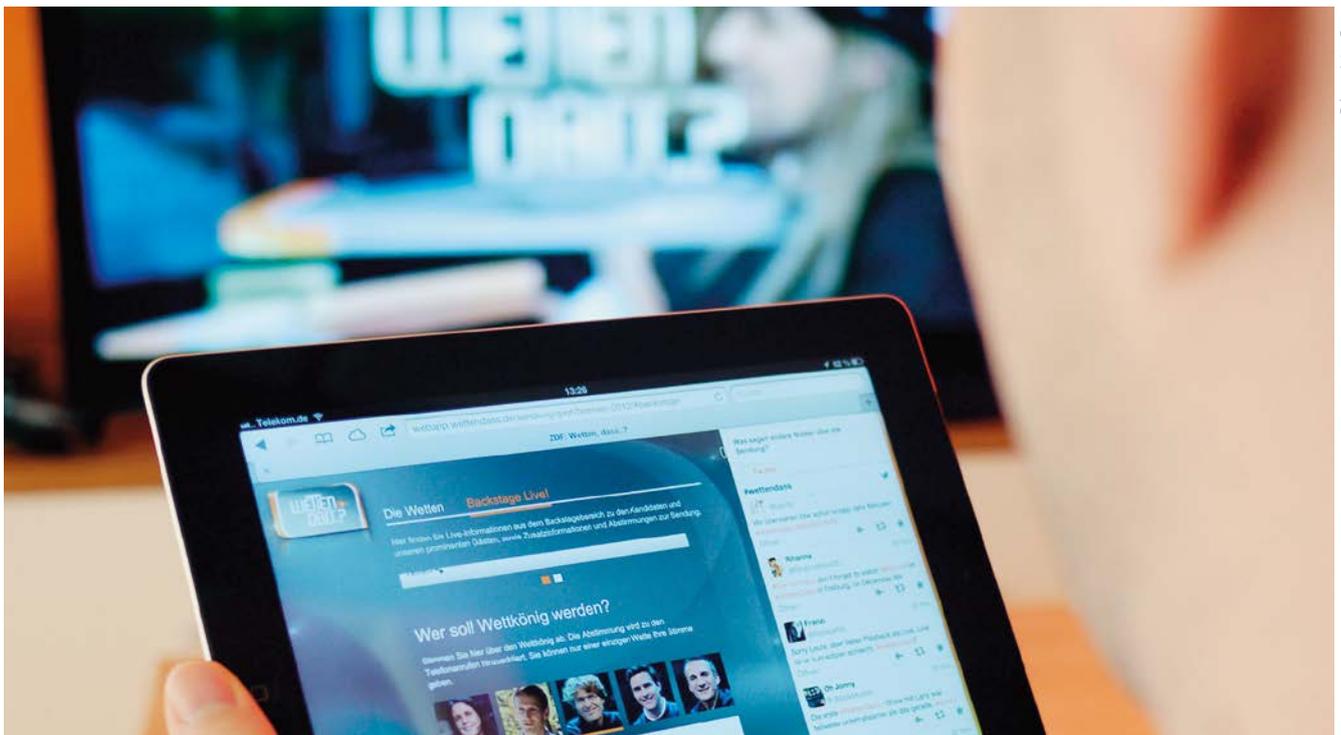
YouTube ist andererseits ein gutes Beispiel für die Stärken des Internets. Die Videoplattform ist bei jüngeren Schülergenerationen das erfolgreichste Medium

und wird völlig anders genutzt als das Fernsehen, sagt Emmer: „Mit den Clips wird Identitätsarbeit gemacht: Wer als erster etwas Cooles entdeckt, ist wichtig.“ Die Exklusivität der Fundstücke macht den Reiz des Internets aus, sagt Emmer: „Jeder wird zum Jongleur seiner eigenen Informationen.“ Deshalb seien Plattformen wie Snapchat oder Instagram bei Jugendlichen so erfolgreich: Eigentlich sind sie soziale Messenger, mit denen man zusätzlich Videos sehen und empfehlen kann.

Wollen die Zuschauer der Zukunft also auch im Fernsehen kurze Clips? Wird es interaktive Sendungen geben? Binge-Watching-Nächte, also exzessives stundenlanges Gucken im ZDF? Wohl kaum, denn wer Lust auf solche Formate hat, sucht im Netz. Wer dagegen ohne eigenes Zutun unterhalten oder informiert werden möchte, wird wohl auch in Zukunft ein lineares Programm einschalten, das dann vielleicht mehr Shows und Sport zeigt. Dieser Konsum eines vorbereiteten Programms könnte zum Definitionskriterium von „Fernsehen“ werden, wenn es „Fernseher“ nicht mehr gibt, sagt Emmer. Durch die Digitalisierung werden die Angebote für audiovisuelle Inhalte immer vielfältiger und die Zuschauer werden sie immer spezifischer nutzen: „Die digitale Welt saugt das Fernsehen auf.“

Wenn Fernsehen und Internet verschmelzen, stellt das allerdings das derzeitige System infrage. Passt das neue Fernsehen noch in den Rahmen, der dem Rundfunk in Deutschland politisch und juristisch vorgege-

Das Phänomen des Second Screen: Fernsehen und nebenher im Netz surfen, die Sendung online kommentieren oder twittern.



Primus Inter Pares



**Fernstudium** in Zusammenarbeit mit der  
Friedrich-Schiller-Universität Jena

**Gewerblicher Rechtsschutz**  
Nebenberufliche Weiterbildung zur/zum  
**Patentingenieur / in**  
**Patentreferent / in**  
 Zwei Semester mit Abschlussprüfung  
und Universitäts-Zertifikat

**IP for IP GmbH** Effizient, flexibel,  
Seminare, Trainings und Coaching im praxis- und  
gewerblichen Rechtsschutz von A bis Z zielorientiert

Tel. +49 (0) 6201 8443730 · info@ipforip.de · www.ipforip.de

ben ist? Oder *müssen* die öffentlich-rechtlichen Sender sogar Internet machen, um ihren Auftrag zu erfüllen, also relevant zu bleiben, viele Menschen zu erreichen und verschiedene Meinungen abzubilden?

Die Forscher der Freien Universität untersuchen auf der Mikro-Ebene einzelne Sendungen und deren Nutzung durch die Zuschauer. Das Ergebnis: Beinahe ausschließlich die öffentlich-rechtlichen Sender experimentieren mit neuen Formaten. Emmer sagt: „Sie wissen, sie müssen dran bleiben. Oft kollidiert das aber mit ihren behördenartigen Strukturen.“ Im zweiten Projektteil werden die Wissenschaftler deshalb Senderverantwortliche und Programmentwickler einbeziehen.

### Die öffentlich-rechtlichen Sender müssen umdenken

Das enge Korsett des Rundfunkstaatsvertrages definiert Rundfunk als „linearen Informations- und Kommunikationsdienst für die Allgemeinheit und zum zeitgleichen Empfang von Bewegtbild oder Ton entlang eines Sendepfades unter Benutzung elektromagnetischer Schwingungen“. Weichen die Sender davon ab, geraten sie immer häufiger in Konkurrenz und Rechtsstreitigkeiten mit anderen Anbietern, zum Beispiel den Presseverlagen, die nicht von der Rundfunkgebühr profitieren, im Internet aber ähnliche Inhalte anbieten. „Spätestens wenn die technische Grenze zwischen Rundfunk und Internet zusammenbricht, müssen wir uns Gedanken machen, ob wir nicht anstelle des ‚Rundfunks‘ bestimmte Inhalte finanzieren wollen“, sagt Emmer. Er würde eine Förderung des unabhängigen Journalismus in allen Medien befürworten.

Doch ein Problem wird sich dadurch nicht lösen lassen: Früher, als es nur das lineare Fernsehprogramm gab, war es beinahe unmöglich, nicht ab und zu Informationen oder demokratische Bildung aufzuschnappen. Im Internet lassen sich entsprechende Formate viel einfacher umgehen. Hier fallen die neuen Gewohnheiten ins Gewicht: Wenn die Eltern keine Nachrichten schauen, werden die Kinder es später auch nicht tun. Martin Emmer sieht die Lösung in staatlicher Regulierung: „Auch in der digitalisierten Welt sollte man die Anbieter verpflichten, Informationen oder Bildungsformate anzubieten, wenn sie eine privilegierte Position in der Öffentlichkeit haben möchten.“ Christian Strippel ist überzeugt, dass Medienkompetenz in Zukunft wichtiger sein wird als je zuvor. Und zwar nicht nur für 14-Jährige: „Wenn ein Lehrer – oder auch ein Wissenschaftler – sagt, ihn interessiere nicht, was im Internet angesagt sei, ist das ein Armutzeugnis. Wer beeinflussen möchte, wie Jugendliche Medien nutzen, braucht einen eigenen Zugang zu ihrer Nutzungsrealität und ihrer Ästhetik.“

## Christian Strippel, M. A.



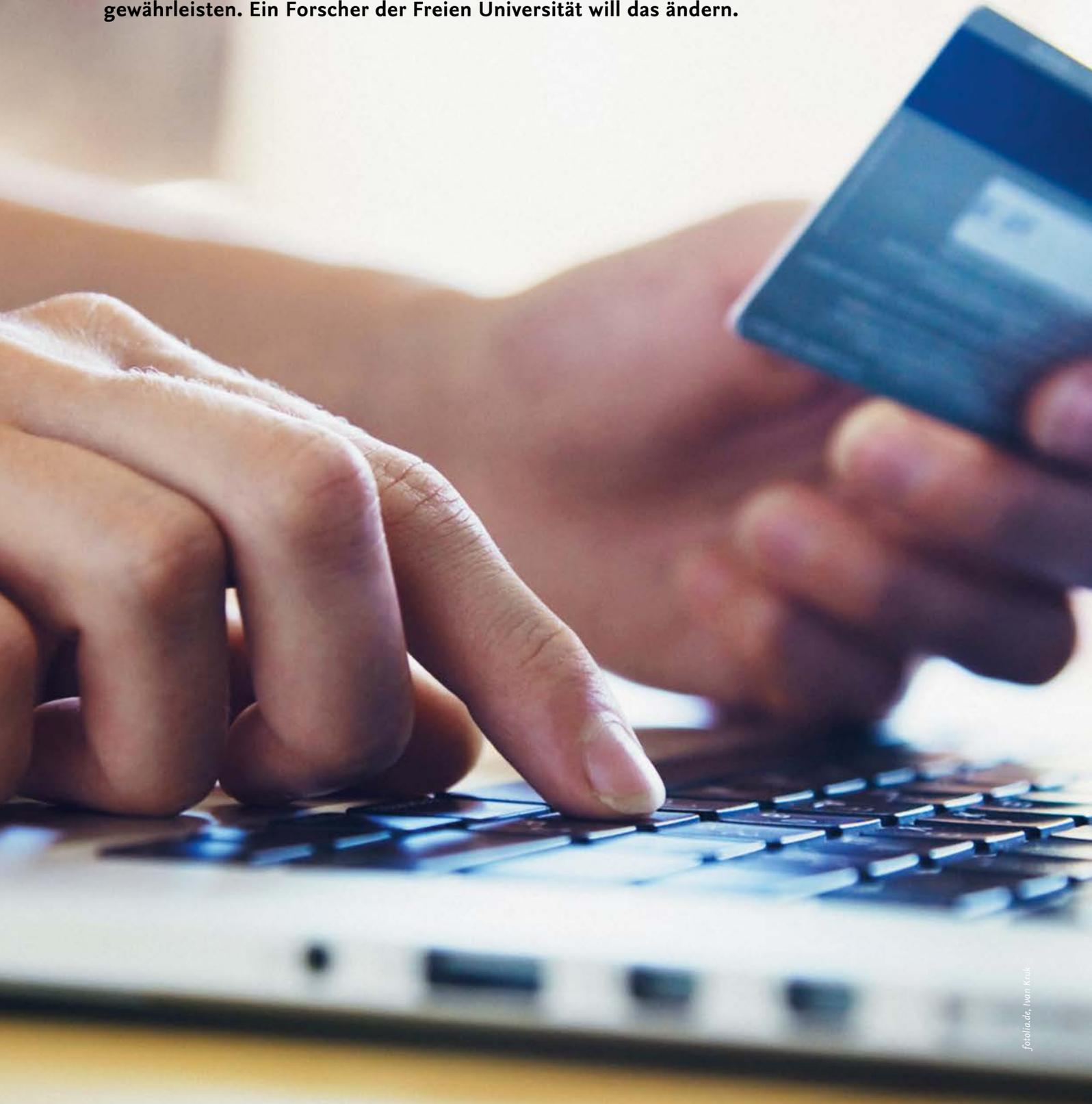
Christian Strippel ist seit 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Online- und Mediennutzungsforschung. Seit 2015 arbeitet und promoviert er in dem DFG-Projekt „Die Konvergenz von Fernsehen und Internet aus Angebots- und Nutzungsperspektive“.

### Kontakt

Freie Universität Berlin,  
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,  
Arbeitsstelle Mediennutzung  
E-Mail: christian.strippel@fu-berlin.de

# Sicheres Internet?

Das *Internet of Things* (Internet der Dinge) ist in aller Munde, sei es eine Uhr, die den Gesundheitszustand seines Trägers prüft, oder ein per App gesteuertes Smart Home oder gleich eine *Smart City*. Doch die heutigen Betriebssysteme reichen nicht aus, um dabei die Sicherheit zu gewährleisten. Ein Forscher der Freien Universität will das ändern.



## VON SVEN LEBORT

Matthias Wählich ist ein Freund klarer Worte: „Ein hundertprozentig sicheres Internet gibt es nicht, gab es nie und wird es auch nie geben“, sagt der promovierte Forscher vom Institut für Informatik der Freien Universität Berlin, „selbst wenn wir daran arbeiten, es etwas sicherer zu machen.“ Und schiebt noch einen Klartext-Satz nach: „Wer wirklich einen ganz sicheren Computer braucht, darf ihn nicht ans Internet anschließen“.

Wählichs Wort hat durchaus Gewicht. Der erst 34-jährige kann nicht nur auf eine 14-jährige Forscherkarriere zum Thema Internet verweisen, sondern auch auf sieben Auszeichnungen. Darunter der jüngst verliehene, mit 10.000 Euro dotierte Forschungspreis des „Forum Junge Spitzenforscher“, den er für seine Leistungen bei der Erforschung und Weiterentwicklung des sogenannten Internets der Dinge erhielt – abgekürzt IoT vom englischen Internet of Things –, also der Vernetzung von immer mehr Geräten mit dem Internet, seien es nun Hausgeräte, medizinische Implantate oder sogar Kleidung. Wählich ist federführend bei der Erfindung und Ausweitung des Betriebssystems „Riot“, das die Grundlage für die Verbindung vieler dieser Geräte bieten kann.

Große Betriebssysteme wie Windows, Linux oder MacOS sind überdimensioniert für die Hardware vieler IoT-Geräte, deshalb schießen in letzter Zeit kommerzielle und freie Betriebssysteme aus dem Boden. Die Besonderheit an Riot ist unter anderem, dass es wie Linux ein frei verfügbares, komfortables System ist, an dem jeder Programmierer etwas verbessern oder anfügen darf, mit einem gut dokumentierten Programmiercode, sodass etwaige Sicherheitslücken schnell gefunden und geschlossen werden können.

### Das Internet war ursprünglich unverschlüsselt

Warum aber ist denn nun das Internet als Medium so unsicher, wo es doch mittlerweile eine wichtige Infrastruktur in unserem Leben bildet, ebenso wie der Strom oder das Telefon? Das hat historische Gründe, weiß Matthias Wählich: „Als das Internet erfunden und die basalen Protokolle wie das IP-Protokoll, die es noch heute tragen, entwickelt wurden, war Sicherheit kein Thema“. Der Verkehr über das auch heute gängige HTTP-Protokoll war völlig unverschlüsselt, das sogenannte *Telnet* ebenso, auch die ersten kabellosen Geräte funktionierten so, dass jeder alles mitlesen konnte. Zwar wurde das Netzwerk ARPAnet (Advanced Research Projects Agency Network), wie das Internet zunächst hieß, ausgerechnet im Auftrag des Militärs entwickelt und von diesem finanziert, doch handelte es sich im Kern um ein For-

schungsprojekt mehrerer Universitäten. „Die Idee eines weltweiten, offenen, freien Datennetzes hatte in der Gründungszeit viel von Idealismus und Hippietum an sich“, sagt Wählich. Die idealistischen Hippies waren indes das Gegenteil von Sicherheitsfanatikern.

Grundidee seitens des Militärs war es, ein unzerstörbares Netzwerk aufzubauen. Wo etwa im analogen Telefonnetz eine Punkt-zu-Punkt-Verbindung hergestellt wurde, hätte ein Bombenanschlag auf die Vermittlungsstelle genügt, und alle Kommunikation wäre unterbrochen gewesen. Anders im Internet: Jedes Datenpaket enthält im Kopf die Zieladresse. Fällt eine Station aus, sucht sich das Paket im weltumspannenden Netz einfach einen anderen Weg – dieser prinzipielle und theoretisch so große Vorteil wird zum Nachteil, wenn nachträglich Sicherheitslösungen „drangestrickt“ werden sollen. „Das Grundkonzept des Internets ist jetzt nicht mehr zu ändern“, weiß Matthias Wählich. Dazu müsste ein völlig neues Netz mit neuen Protokollen erfunden werden – angesichts der Vielzahl der Nutzer völlig undenkbar. Auch funktioniert vieles noch auf Vertrauensbasis. So wurde der Datenaustausch zwischen Internet-Anbietern und dessen Sicherheit erst vor wenigen Jahren ein Thema. Bis dahin war es – durch menschliche Fehler – schon zu diversen Problemen gekommen: Als die pakistanische Regierung das Videportal YouTube sperren wollte, sperrte sie nicht den Adressbereich von YouTube für alle Computer des Landes, sondern gab sich als Eigentümer des Adressbereiches aus, bevor sie sperrte. In der Folge war YouTube für zwei Minuten von den meisten Rechnern der Welt aus nicht mehr zu erreichen – und das bei Millionen von Seitenaufrufen pro Sekunde. Das war 2008, könnte aber theoretisch auch heute noch passieren, sagt Wählich.

„Angesichts der vielen Lücken und Baustellen ist es manchmal verwunderlich, dass das Internet überhaupt noch funktioniert“, wundert sich der junge Spitzenforscher. Schließlich sei das Netz auch nie dazu konzipiert worden, hochkritische Systeme wie Industrieanlagen zu steuern oder zumindest Zugriff auf sie zu gewähren. Das betrifft heute Krankenhäuser wie Atomkraftwerke, aber auch den per App steuerbaren Herd oder die Heizung zu Hause: Wer sich in Netzwerke einhackt, kann damit nicht nur viel Unfug treiben, sondern Menschenleben gefährden.

Die internationale Internettechnik-Standardisierungsgruppe *IETF*, der Wählich auch angehört, beschloss, dass jedes Mitlesen im Netz mittlerweile als ein Angriff zu werten ist. Künftige Protokolle gelten vorrangig dann als sicher, wenn sie von Ende zu Ende verschlüsseln, das heißt: wenn nur Sender und Empfänger die Nachricht lesen können, seien es nun Menschen oder Steuerungsgeräte. Das aber wirft neue Fragen auf, etwa: Wie vertrauensvoll sind die Anbieter, die diese

Schlüssel ausstellen. Auch sind Internetgeräte darauf angewiesen, in die Datenpakete hineinschauen zu können, etwa um zu sehen, wohin sie denn gehen sollen. Wäre alles verschlüsselt, käme nichts mehr an. „Das Internet ist daher schon heute ein Flickenteppich, jeder hat etwas weggenommen oder drangebaut, die reine Lehre findet sich nirgends mehr“, sagt Wählich, der zugleich die verschiedenen Interessen am Netz verstehen kann. Anbieter hätten andere Probleme als Endnutzer, Firmen andere als Regierungen. Einerseits würden viele technische Lösungen, die bereits existieren, verwendet, obgleich sie als unsicher bekannt seien. Andererseits werde vieles, was gut ist, noch nicht verwendet, weil es kaum jemandem bekannt sei.

### Viele Nutzer sind zu sorglos im Netz unterwegs

Wählich fordert daher ein Basisverständnis fürs Internet: Jedes Kind wisse im Alltag, was richtig und falsch sei, lerne früh, an einer roten Ampel anzuhalten. Im Netz jedoch würden viele Nutzer alle Warnungen und Stoppzeichen in den Wind schlagen – oder übervorsichtig offenkundig richtige Dinge nicht wagen. Andererseits räumt er ein, dass manches Detail heute selbst für Experten schwer fassbar sei. Der Grundsatz „Ein Seitenname, eine Seite, ein Server für Internetseiten“ gelte schon lange nicht mehr. Selbst populäre Seiten wie *spiegel.de* sähen auf jedem Computer anders aus, weil Werbung von anderen Servern eingespielt würde.

Eine Webseite ist heute oft ein Sammelsurium von bis zu zehn – oder auch mehr – Anbietern, redaktionellem Inhalt, Werbung, Videos. So entscheidet auch das eigene Surfverhalten darüber, welche Werbung auf dem Computer eingeblendet wird und welcher Server die Seite ausliefert. Dabei hat die Forschung von Wählich gezeigt, dass populäre Seiten wie Google, Amazon und Co. oft schlechter gesichert sind als die Seiten kleinerer Dienstleister. Das liege daran, dass die kleineren ihre Seiten oft auf die Server von speziellen Anbietern auslagerten, die wiederum sehr viel Wert auf die Sicherheit der Kundendaten legten, Neuerungen zögerlicher einführten und weniger komplexe Aufbauten unterstützten, sagt der Wissenschaftler.

Doch zurück zum Internet der Dinge und dem Betriebssystem Riot, dessen Name bereits die englische Abkürzung „Internet of Things“ umschließt: Riot, das schlanke, modulare System für kleine Geräte, entsprang einem Forschungsprojekt, an dem die Freie Universität federführend beteiligt war, ebenso Matthias Wählich. Die Stärke von Riot gegenüber konkurrierenden Ansätzen sei seine Modularität, sagt der Forscher, Riot sei das Linux für das Internet der Dinge. Hersteller müssten nur die Module des Betriebssystems einsetzen, die sie

benötigen, und könnten so ein schlankes Betriebssystem für ihr Gerät – vom medizinischen Implantat bis zu intelligenter Kleidung – zusammenstellen. Das System schließe eine Marktlücke, da es zugleich offen sei und die Käufer oft den gleichen Zugriff auf ihre Geräte haben wollten wie bei den „großen“ Computern. Eine minimale, vom Hersteller bereitgestellte Steuerung führe oft nicht zu Vertrauen und beraube die Geräte eines Teiles ihrer Funktionalität, ist Wählich überzeugt: „Andernfalls wäre der Hersteller König, und der Nutzer hätte keine Ahnung, ob ein Fernzugriff auf das Gerät möglich ist oder wohin es eventuell heimlich Daten sendet.“ Riot aber gestattet direkten Zugriff – dabei gehe es auch um ein Selbstverständnis, wie transparent das Internet der Dinge sein solle.

Beim ersten Riot-Nutzertreffen waren dann auch mehr als 135 Teilnehmer anwesend, darunter Vertreter so großer Branchennamen wie Cisco, Nordic oder Ericsson, aber auch viele kleine, hoch motivierte Start-ups. Im Moment verkaufe noch niemand ein Gerät mit Riot, das stünde aber unmittelbar bevor, sagt Wählich, der unfreiwillig auch in die Rolle des Marketingbeauftragten gerutscht ist und dafür gern eine eigene Stelle hätte, die sich aus dem Erlös von Riot finanzieren könnte. „Wir sind in einem kritischen Moment: Viele Firmen suchen noch nach sicheren Betriebssystemen, es exis-

Matthias Wählich wurde für seine wissenschaftliche Arbeit schon mehrfach ausgezeichnet, und er ist ein gefragter Redner, wenn es um das Internet geht, unter anderem beim Berliner *Internet Exchange Point* (BCIX e. V.), einem Verein, der den regionalen Internet-Datenaustausch im Wirtschaftsraum Berlin-Brandenburg fördert und verbessert.



BCIX e.V./Moritz Vennemann

## Dr. Matthias Wählisch



Matthias Wählisch leitet die Arbeitsgruppe Internet-Technologien an der Freien Universität Berlin. Seine Forschungs- und Lehrschwerpunkte liegen in der effizienten und sicheren Internet-Kommunikation. Zurzeit beschäftigt er sich unter anderem mit der Absicherung der Internet-Infrastruktur, neuartigen, informationszentrischen Netzarchitekturen und dem *Internet of Things*. Die Forschungsleistungen von Matthias Wählisch wurden bereits mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Sonderpreis für Nachwuchswissenschaftler des *Leibniz-Kollegs Potsdam* für herausragende Leistungen zum Internet und mit dem Forschungspreis beim *Forum Junge Spitzenforscher 2015* für seine Arbeiten zum sogenannten *Internet of Things*.

### Kontakt

Freie Universität Berlin

Institut für Informatik

Arbeitsgruppe *Computer Systems and Telematics, Internet Technologies*

E-Mail: [m.waehlich@fu-berlin.de](mailto:m.waehlich@fu-berlin.de)

Web: <http://www.cs.fu-berlin.de/~waehl>

tieren gute Chancen, dass sie bei Riot bleiben oder auf Riot setzen“. Man hinke aber in Sachen Publicity hinterher, es gelinge personell kaum, die vielen Aktivitäten hinreichend zu bewerben. Vieles hänge zudem davon ab, ob man die Firmen davon überzeugen kann, dass die für Riot gewählte Lizenz auch im Internet der Dinge funktioniert – so wie Linux bei den großen Computern.

Die ersten technischen Grundlagen für Riot wurden zwar an der Freien Universität Berlin gelegt, gegründet wurde Riot aber gemeinsam mit der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (Hamburg) und dem französischen Forschungsinstitut INRIA (Institut national de recherche en informatique et en automatique). Das System weckte schnell das Interesse der Programmiergemeinschaft. Mehr als 100 Entwickler arbeiten seither am Kern, seien es nun Firmen, Forscher, Studenten oder Hobbyprogrammierer. Die Gründung einer neutralen Instanz zur Steuerung der Entwicklung in Form eines Vereins hat also gerade erst begonnen. Mittelfristig träumt Matthias Wählisch von einer Stiftung, wie bei Linux – nicht des Geldes wegen, wie er betont, sondern um „institutionelle Unabhängigkeit für das System“ zu bewahren.

Es geht eben doch auch um eine große Portion Idealismus. Ganz ohne Hippies.



## Aus Begeisterung wird Business.

IBB für junge Unternehmen: Die Startup-Förderer in Berlin.

Sie haben eine innovative Idee für eine Unternehmensgründung – wir haben das Förderprogramm. Gemeinsam mit Ihnen entwickeln wir einen passenden Finanzierungsplan, damit Ihr Unternehmen zum nachhaltigen Erfolg wird. Sprechen Sie mit uns!

Telefon: 030 / 2125-4747  
E-Mail: [gruenden@ibb.de](mailto:gruenden@ibb.de)  
[www.ibb.de/gruenden](http://www.ibb.de/gruenden)

 **Investitionsbank  
Berlin**  
Leistung für Berlin.



# *Tweeten, faven und entfolgen*

Wie der Umgang mit sozialen Medien unsere Sprache verändert.



## VON ANATOL STEFANOWITSCH

Negative Einstellungen zum Sprachwandel waren auch vor dem Aufkommen sozialer Medien weit verbreitet. Wo die Sprachwissenschaft einen natürlichen und unaufhaltbaren Anpassungsprozess an neue Gegebenheiten sieht, sehen und sahen Kulturpessimisten schon immer Verfall, Verarmung und Verwahrlosung.

Die sozialen Medien liefern neue Begründungen für die alte Angst, auch wenn die in sich nicht immer stimmig sind. So sieht Hans Zehetmair, immerhin Vorsitzender des *Rats für deutsche Rechtschreibung*, in SMS-typischen Abkürzungen wie HDL („Hab dich lieb“) Vorzeichen eines allgemeinen Sprachverlusts – „Fetzenliteratur“ nennt er die für soziale Medien typischen kurzen Texte, die seiner Meinung nach die Fähigkeit zum Formulieren vollständiger Sätze verkümmern lässt. Für den Sprachkritiker Wolf Schneider dagegen ist der Zwang zur Kürze bei Twitter etwas Positives – er sieht allerdings das Übel „unendlicher Geschwätzigkeit“ in einigen Blogs. Und Holger Klante vom sprachpuristischen

*Verein Deutsche Sprache* hält sich mit Details wie Kürze oder Länge gar nicht erst auf – er sieht das Internet ganz allgemein als Ursache für eine „Entwertung der deutschen Standardsprache“.

Nun bringt jedes Medium – von der Tontafel über das Telefon bis zum Internet – eine ganz eigene Kombination von Möglichkeiten und Beschränkungen mit sich, an die sich unser Sprachgebrauch anpassen muss. Basiert das Medium auf mündlicher Sprache (wie Radio oder Telefon) und zeigen die Gesprächspartnerinnen und –partner oder Darsteller dabei vielleicht visuell (wie das Fernsehen oder die Bildtelefonie)? Oder basiert es auf der Schriftform (wie Bücher, Briefe, E-Mails oder eben auch die sozialen Netze)? Findet die Kommunikation in Echtzeit statt (wie beim Telefon oder dem Chat) oder zeitversetzt (wie beim Anrufbeantworter, dem Brief oder der E-Mail)? Ist die Kommunikation monologisch (wie Radio, Fernsehen und Zeitung), dialogisch (wie Telefon und Chat) oder dazwischen (wie Blogs und soziale Netze)? Wie viele Menschen erreiche ich über welche Entfernungen? Welche Einschränkungen gibt es (etwa bei der Länge), und welche Möglichkeiten bieten sich (etwa die Verwendung von Piktogrammen oder Fotos)?

Jedes Medium entwickelte eine eigene Art des Sprachgebrauchs: Beim Verfassen eines Telegramms hielt man sich kurz, weil jedes Wort Geld kostete

RECEIVED ورق	اشارة تليفرافية TELEGRAM	SENT ارسل	G 14	EGYPTIAN STATE TELEGRAPHS مصلحة التلغرافات المصرية	
من 1749	Deliv. No. رقم التوزيع	ال الساعة	To الساعة	Date Stamp تاريخ التلغراف	TO
الساعة At	نوع الاشارة PFX	بمعرفة By	بمعرفة By	19 JUN 1943	
Orig. No. رقم اصل	Words كلمات	Date تاريخ	Time وقت	TELEGRAM OFFICE	
9	14	19	154		
See. ind. ملاحظات	Route	طريق			
Office of origin Tel Aviv				مكتب التصدير 00990	

Had pleasant journey writing tomorrow  
love

So entsteht in jedem Medium eine eigene Art des Sprachgebrauchs, die in der Sprachwissenschaft sogenannten Register. Je fremder uns ein Medium ist, desto fremder mag dieser Sprachgebrauch anmuten. Aber, und das ist entscheidend, diese Register bleiben auf das jeweilige Medium beschränkt. Wenn zum Beispiel jedes Wort Geld kostet, wie es beim Telegramm der Fall war, überrascht es nicht, dass Wörter und grammatische Strukturen weggelassen werden, die zum Verständnis nicht unbedingt notwendig sind – das Ergebnis ist der Telegrammstil, der stark von der Standardsprache abweicht: TERMIN UNAUFSCHIEBBAR +++ ANKOMME MITTWOCH 1120 HBF +++ ERBITTE ANRUF. Dieses Register ist aber zusammen mit dem Telegramm verschwunden, ohne Spuren im Sprachgebrauch zu hinterlassen – es findet sich nicht einmal in neueren Medien, die aus technischen Gründen zur Kürze anhalten, wie etwa in der SMS oder dem Kurznachrichtendienst Twitter.

Die neuen Medien bringen eigene Register hervor. Obwohl sie überwiegend schriftsprachlich sind, erinnern sie in Tonfall, Wortschatz und Grammatik eher an die gesprochene Sprache – in der Sprachwissenschaft heißt das „konzeptuelle Mündlichkeit“. Sie sind auch durch nicht-sprachliche Elemente angereichert – etwa

Emoticons (aus Satzzeichen zusammengesetzte Smileys) oder Emoji (Piktogramme, die direkt in den Text eingefügt werden können). Diese Elemente bereichern den Text um Funktionen, die in der mündlichen Kommunikation durch Tonfall, Gesten und Mimik erfüllt werden und die in schriftsprachlichen Registern sonst vollständig wegfallen. Diese Eigenschaften des Soziale-Medien-Registers führen aber nicht dazu, dass die Schriftsprache allgemein mündlicher wird – so können etwa Schülerinnen und Schüler heute für das Register „Schulaufsatz“ ebenso gut (oder schlecht) auf einen traditionellen schriftsprachlichen Duktus umschalten wie eh und je.

Einen nennenswerten Einfluss auf den allgemeinen Sprachgebrauch haben die sozialen Medien nur in einem einzigen Bereich: Wie jede neue Kulturtechnik beschenken sie uns vielfältige neue Konzepte und Verhaltensweisen, die neue Wörter (und neue Bedeutungen alter Wörter) hervorbringen. Jemandem *folgen* hat zum Beispiel die neue Bedeutung „sich jemandes Beiträge auf einem sozialen Netzwerk regelmäßig anzeigen lassen“ erhalten, alternativ gibt es auch das semantisch ähnliche Lehnverb „jemanden *adden*“ (von englisch: *to add*). Bestellt man die Beiträge wieder ab, gibt es dafür die Neuschöpfung *entfolgen*, oder – für Netzwerke wie Facebook, wo Kontakte normalerweise persönlicherer Natur sind und beidseitig geknüpft werden – *entfreunden*. Das Veröffentlichen von Beiträgen wird allgemein mit dem Verb *posten* bezeichnet, kann aber für einzelne Netzwerke auch speziellere Bezeichnungen haben ((*whats*)*appen* für den Messenger WhatsApp, *snappen* für das Netzwerk Snapchat, *parshippen* für das Kennenlern-Portal „Parship.de“). Manchmal gibt es sogar mehrere Wörter, die feine Bedeutungsunterscheidungen treffen. So bezeichnet *twittern* die allgemeine Tätigkeit des Schreibens von Beiträgen auf Twitter, während *tweeten* sich auf eine konkrete Nachricht bezieht: *Ich twitterte gerne*, aber *Ich habe lange kein Foto meiner Katze mehr getweetet*. Viele soziale Netze erlauben es, durch Klicken eines Sterns, Herzsymbols oder nach oben gerichteten Daumens die wohlwollende Kenntnisnahme eines Postings auszudrücken, was allgemein *liken*, speziell aber auch *besternen*, *herzen* oder *faven* genannt wird. Verhindere ich es technisch, dass jemand meine Postings lesen kann, heißt das *blocken*.

Diese (angesichts der Vielzahl neuer Begriffe winzige) Auswahl von Wörtern zeigt, dass die neuen Medien zunächst einmal das Leben derjenigen, die sie nutzen, um neue Verhaltensweisen bereichert. Der Wortschatz der Sprache passt sich diesen Veränderungen an, wie er es bei jeder großen und kleinen Neuerung in unserer Kulturgeschichte von der Christianisierung bis zur Digitalisierung getan hat. Dabei wird unser Wortschatz über die Jahrhunderte immer größer und differenzierter, und unsere Sprache immer ausdrucksstärker. Von Verfall oder Entwertung also keine Spur.

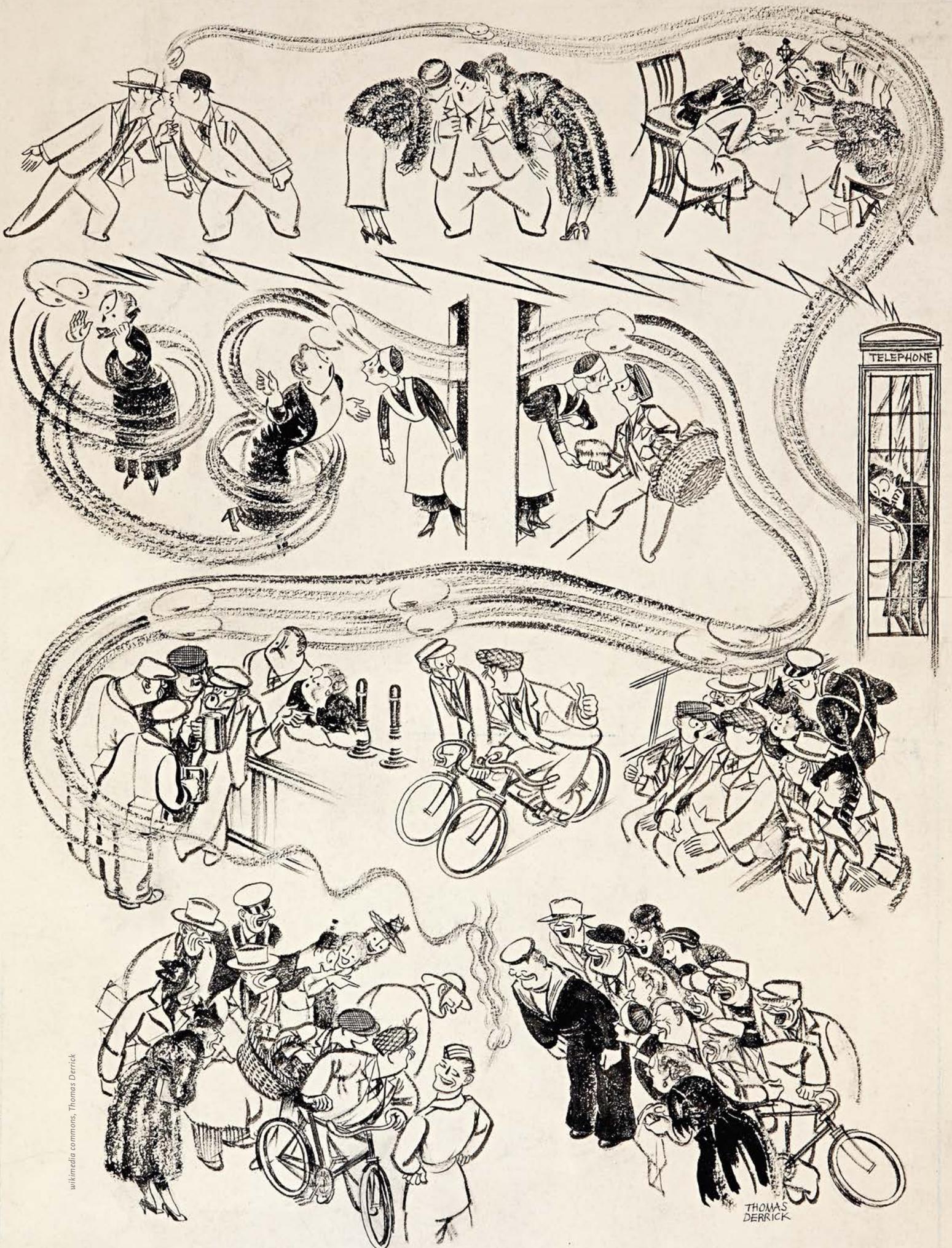
## Univ.-Prof. Dr. phil. (Rice) Anatol Stefanowitsch



Anatol Stefanowitsch lehrt an der Freien Universität als Professor die Struktur des heutigen Englisch. Neben seiner Lehrtätigkeit betreibt er seit 2007 als Wissenschaftsblogger das Portal „Sprachlog“, in dem sprachwissenschaftliche Themen populär aufbereitet werden. 2010 rief er außerdem die Initiative „Anglizismus des Jahres“ ins Leben. Die Initiative würdigt den positiven Beitrag des Englischen zur Entwicklung der deutschen Sprache, indem sie ein englisches Lehnwort wählt, das im laufenden Jahr ins Bewusstsein und den Sprachgebrauch einer breiten Öffentlichkeit gelangt ist und eine interessante Lücke im deutschen Wortschatz füllt.

### Kontakt

Freie Universität Berlin  
 Institut für Englische Philologie  
 und Interdisziplinäres Zentrum Europäische Sprachen  
 Arbeitsgebiet Struktur des heutigen Englisch  
 E-Mail: [anatol.stefanowitsch@fu-berlin.de](mailto:anatol.stefanowitsch@fu-berlin.de)  
 E-Mail: [a.stefanowitsch@sprachlog.de](mailto:a.stefanowitsch@sprachlog.de)  
[www.anglizismusdesjahres.de](http://www.anglizismusdesjahres.de)  
[www.sprachlog.de](http://www.sprachlog.de)



wikimedia commons, Thomas Derrick

THOMAS DERRICK

THE RUMOUR

Die Wahrheit lässt das Gerücht verpuffen: Den Weg des Gerüchts hat der britische Künstler Thomas Derrick (1885-1954) in seiner Illustration „The Rumour“ skizziert.

# Wie ein Lauffeuer

**Gerüchte kennt jeder – sei es aus Gesprächen mit Freunden, dem berühmten Flurfunk am Arbeitsplatz oder aus Radio, Fernsehen und den sozialen Medien. Nur Gegenstand eines Gerüchts möchte man in der Regel lieber nicht sein. Oft stellen sich Gerüchte als Falschmeldungen heraus, aber manchmal können sie auch den Lauf der Geschichte beeinflussen.**

## VON VERENA BLINDOW

Am Morgen des 9. November 1989 geistert ein Gerücht durch die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik. In Ost-Berlin feile man an einer neuen Reiseregelung, heißt es. Angeblich steht eine wichtige Entscheidung bevor. Was das genau bedeutet, weiß zu diesem Zeitpunkt niemand. Aber dass etwas passieren wird, ahnen auch die Journalisten, die sich gegen 18 Uhr im Saal des Pressezentrums in der Ost-Berliner Mohrenstraße einfinden. Sie warten darauf, dass sich Günter Schabowski zur Reiseverordnung äußert. Doch das, was dann passiert, hat niemand erwartet: Der nervös wirkende SED-Medienbeauftragte bestätigt nicht nur das Gerücht, er beschleunigt es noch: Die neue Reiseregelung trete, so viel er wisse, in Kraft, und zwar „sofort, unverzüglich“. Was folgt, gleicht einem Lauffeuer: Nachrichtenagenturen, Fernsehen und Radio verkünden auf beiden Seiten der Mauer: „Ausreise über alle DDR-Grenzübergänge ab sofort möglich“. Kurz darauf versammeln sich Menschen an Grenzübergängen in Ost- und West-Berlin, um zu sehen, ob die Meldung wirklich stimmt. Richtig glauben kann es zunächst niemand. Erst, als Stasi-Offiziere mit dem Satz „Wir fluten jetzt!“ den ersten Grenzübergang an der Bornholmer Straße öffnen, begreifen viele Menschen, dass sie

gerade einen historischen Moment erleben. Ein eindrückliches Beispiel dafür, wie ein Gerücht Geschichte machen kann.

Günter Schabowskis Bekanntmachung war zugleich der Höhepunkt und das Ende dieses Gerüchts. „Ein Gerücht ist eine unbestätigte, unsichere oder unbestimmte Nachricht, die wahr oder falsch sein kann“, sagt Professor Jürgen Brokoff. Der Literaturwissenschaftler vom Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin hat sich intensiv mit Gerüchtekommunikation befasst. „Wird ein Gerücht bestätigt, wandelt es sich zur Nachricht; stellt es sich nachweislich als falsch heraus, ist es eine Falschmeldung. Ob das Gerücht wahr oder falsch ist, ist für die Verbreitung des Gerüchts jedoch zunächst unerheblich.“ Typisch für ein Gerücht sei außerdem, dass es von allgemeinem öffentlichen Interesse ist. Damit unterscheidet es sich auch vom Klatsch, der immer das Privatleben einer Person zum Thema habe.

„Gerüchte können gesellschaftliche, politische oder wirtschaftliche Konsequenzen haben“, erklärt Jürgen Brokoff. Rücktritte, Umstürze, Börseneinbrüche – all das könnten Gerüchte beschleunigen, begünstigen oder sogar auslösen.

Der Urheber eines Gerüchts lässt sich in den meisten Fällen nicht mehr ermitteln. In der Politik spricht man gerne von den „gut unterrichteten Kreisen“, die eine



Information weitergegeben haben sollen. Die ungeklärte Urheberschaft machen sich manche Menschen auch zunutze, indem sie gezielt Gerüchte streuen.

So tauchten im vergangenen Jahr in Deutschland immer wieder Gerüchte im Zusammenhang mit Flüchtlingen auf. Von geschächten Ziegen, Diebstählen, die aus Political Correctness nicht verfolgt würden, und von Vergewaltigungen war die Rede. Diese Behauptungen waren laut ARD-Magazin *Panorama* allesamt frei erfunden. Dennoch verbreiteten sie sich über die sozialen Medien mit hoher Geschwindigkeit.

„Gerüchte lassen sich nicht kontrollieren“, sagt Jürgen Brokoff. Die Kommunikationswissenschaft vergleicht die Entwicklung von Gerüchten daher unter anderem mit einer epidemischen Ausbreitung: „Es findet eine Ansteckung im übertragenen, kommunikativ-symbolischen Sinn statt“, sagt der Wissenschaftler. „Das Gerücht lässt sich nur mühsam eindämmen, weil so viele Menschen an seiner Weitergabe beteiligt sind.“

Besonders in den sozialen Medien, allen voran Twitter, wird es zunehmend schwierig, Gerüchte als solche zu entlarven und Falschaussagen zu verhindern. Die interaktive Landkarte [hoaxmap.org](http://hoaxmap.org) ist ein Versuch, den vielen Gerüchten über Flüchtlinge etwas entgegenzusetzen. Bisher wurden in der Karte mehr als 400 Vor-

fälle verzeichnet, die sich nachweislich als falsch herausgestellt haben. Zum Beweis verlinken die Administratoren glaubhafte Quellen wie Zeitungsmeldungen, offizielle Angaben von Stadt- oder Gemeindeverwaltungen sowie Stellungnahmen von Politikern.

Eine gute Strategie, wie eine im Frühjahr 2016 veröffentlichte Studie der *University of Washington* zeigt. Wissenschaftler der Universität hatten untersucht, welchen Einfluss offizielle Twitter-Accounts auf die Verbreitung von Gerüchten nehmen. Das Ergebnis: Dementi und Richtigstellungen offizieller Akteure wie Nachrichtenagenturen, Hilfsorganisationen oder von den Gerüchten betroffene Einrichtungen haben großes Gewicht und können mit eigenen Tweets Gerüchte eindämmen oder gar stoppen. Eine entsprechende Social-Media-Strategie sei, so das Fazit der Studie, für Unternehmen und offizielle Stellen wichtig, damit sie schnell reagieren könnten, falls ein Online-Gerücht über sie verbreitet werde.

Doch auch wenn sie dementiert oder widerlegt werden, können sich Gerüchte hartnäckig halten. Während des Ersten Weltkriegs kam etwa das Gerücht auf, jüdische Männer hätten sich vor dem Dienst an der Front gedrückt. „Dieses antisemitisch motivierte Gerücht wurde böswillig verbreitet“, sagt Brokoff. „Obwohl es

Günter Schabowski, Mitglied des Politbüros und Sekretär des Zentralkomitees der SED, informierte am 9. November 1989 Pressevertreter aus dem In- und Ausland über die neue Reisefreiheit – und bestätigte damit ein Gerücht, das sich schon im Laufe des Tages verbreitet hatte.



ThomasLehmann-Bundesarchiv

# Sie wollen fundiert informiert sein?



Dann ist das Wissenschaftsmagazin **fundiert** genau das Richtige für Sie. Zwei Mal im Jahr informieren wir Sie **fundiert**, interdisziplinär, vor allem aber allgemeinverständlich über ein aktuelles Forschungsthema, das die Gesellschaft bewegt. Wissenschaft aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten, neue Perspektiven aufzuzeigen und Traditionslinien erkennbar werden zu lassen – das ist unser Ziel für **fundiert**. In Zeiten knapper Kassen können Sie uns mit einer Spende helfen, **fundiert** auch künftig auf dem gleichen Niveau anzubieten. Ihre Hilfe ist uns willkommen – natürlich steuerlich abzugsfähig. Herzlichen Dank.

*Die Redaktion*



<b>SEPA-Überweisung/Zahlschein</b>		Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.		IBAN des Auftraggebers							
Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts		BIC									
Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)											
Ernst-Reuter-Gesellschaft											
IBAN											
D E 9 8 1 0 0 5 0 0 0 0 1 0 1 0 0 1 0 1 1 1											
BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)											
B E L A D E B E X X X Ernst-Reuter-Gesellschaft											
Betrag: Euro, Cent											
Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max. 27 Stellen) ggf. Stichwort											
Spende fundiert-Magazin											
PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)											
Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)											
IBAN											
Datum											
Unterschrift(en)											
20											
SPENDE						<b>Beleg/Quittung für den Kontoinhaber</b>					
						Empfänger					
						Ernst-Reuter-Gesellschaft					
						IBAN: DE98 1005 0000 1010 0101 11					
						BIC: BELA DEBEXX					
Betrag: EUR, Ct.											
Verwendungszweck											
Spende fundiert Mag.											
Datum											
Name											
Straße											
Ort											

Die ausgefüllte Einzugsermächtigung senden Sie bitte an die Ernst-Reuter-Gesellschaft e.V.  
Kaiserswerther Straße 16 – 18, 14195 Berlin oder per Fax an 030 – 838 73442.

## Einzugsermächtigung

Ich ermächtige die Ernst-Reuter-Gesellschaft widerruflich, einmal jährlich eine Spende von dem unten genannten Konto im Lastschriftverfahren abzubuchen. Die Bedingungen der Teilnahme am Lastschriftverfahren erkenne ich an.

Betrag: \_\_\_\_\_

Verwendungszweck: **fundiert**-Spende

Name, Vorname, Firma: \_\_\_\_\_

Adresse: \_\_\_\_\_

E-Mail: \_\_\_\_\_

Name des Geldinstituts: \_\_\_\_\_

Bankleitzahl / BIC: \_\_\_\_\_

Kontonummer / IBAN: \_\_\_\_\_

Datum, Unterschrift des Kontoinhabers: **X** \_\_\_\_\_



## Kennen Sie die Ernst-Reuter-Gesellschaft?

Immer wieder hat sich Ernst Reuter während seiner Amtszeit als Regierender Bürgermeister von Berlin für die Gründung einer FU-Fördergesellschaft eingesetzt. Sein Wunsch wurde nach seinem Tod am 29. September 1953 als Vermächtnis verstanden, und am 27. Januar 1954 wurde die Ernst-Reuter-Gesellschaft (ERG) gegründet. Die ERG unterstützt und fördert die Freie Universität Berlin ideell und materiell, um sie als Ort geistiger Auseinandersetzung, demokratischer Kultur und innovativer Ideen zu erhalten und auszubauen. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden an die ERG sind steuerlich absetzbar.

Mehr über die Aktivitäten der ERG und ein Antragsformular für die Mitgliedschaft finden Sie im aktuellen **wir**-Magazin und im Internet unter [www.fu-berlin.de/erg](http://www.fu-berlin.de/erg).

### Herzlichen Dank!

Sie unterstützen mit Ihrer Spende die Freie Universität Berlin.

Nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I in 14057 Berlin (Steuer-Nr. 27/664/55368) vom 08. November 2012 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG sind wir von der Körperschaftsteuer befreit und als gemeinnützig anerkannt.

Ihre Spende ist steuerabzugsfähig. Dieser Abschnitt dient in Verbindung mit dem Kontoauszug bis 100,00 EUR als Spendenquittung.

Auf Wunsch stellen wir gerne eine separate Spendenbestätigung aus.

**ERNST-REUTER-GESELLSCHAFT**  
*der Freunde, Förderer & Ehemaligen*  
DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN E. V.



später statistisch widerlegt werden konnte, hielt sich das Gerücht und wandelte sich sogar zum Stereotyp.“

In Krisen- und Kriegszeiten spielten Gerüchte eine besondere Rolle, sagt Jürgen Brokoff. Also immer dann, wenn man nicht genau wisse, was vor sich geht, und es schwer sei, eine Nachricht auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. „Die Menschen sind verunsichert und klammern sich an die wenigen Informationen, die sie bekommen können, auch wenn es sich möglicherweise um Halbwahrheiten oder Falschmeldungen handelt.“

Während Gerüchte heute vor allem über das Internet verbreitet werden, gab es zu früheren Zeiten typische Treffpunkte, an denen man sich austauschte. Der Begriff „Klatsch“ hat etwa seinen Ursprung im „Klatschen“ der Wäsche: Am Waschplatz tauschten sich zu früheren Zeiten die Frauen über Neuigkeiten aus. Für Soldaten im Ersten Weltkrieg waren dagegen etwa Feldküchen und Latrinen typische Umschlagsorte von Gerüchten, welche deshalb auch „Latrinenparolen“ genannt wurden: An jenen Orten trafen sich Männer aller Mannschaftsgrade und tauschten Informationen aus, die sie auf offiziellem Wege nicht bekommen konnten.

Aufgrund seiner Schnellebigkeit ist das Gerücht Jürgen Brokoff zufolge eine „eher literaturferne Kommunikationsform, die kaum zwischen zwei Buchdeckel passt“. Dennoch spielten Gerüchte in der Literatur als Thema immer wieder eine Rolle. „In der Literaturgeschichte finden wir verschiedene Figurationen und Vor-

stellungen von Gerüchten.“ So beschreibt der römische Dichter Ovid in seinen *Metamorphosen* das Haus der Fama, der römischen Gottheit des Ruhmes und des Gerüchts, als einen Ort des Hörensagens. Der Raum sei stets gefüllt mit „raunendem Gemurmel“. Manche Menschen, die sich dort aufhielten, würden dem Gerede zuhören, heißt es bei Ovid, andere trügen es weiter und reicherten es dabei mit eigenen Erzählungen an, sodass das Gerücht beständig wachse.

In Vergils *Aeneis* ist Fama ein monströses Ungetüm, „ein Übel, das nie von andern im Laufe besiegt ward, sich der Beweglichkeit freut und an Kraft zunimmt, wie es forteilt“. Es hat mehrere Zungen, Mäuler und Ohren, um zu sprechen und zu horchen. „Das zeigt, wie unförmig das Gerücht ist, und wie schwierig, es in eine feste Form zu bringen“, sagt Jürgen Brokoff. „Das Gerücht privilegiert das genaue Gegenteil von Form, nämlich Formlosigkeit, Delinearität, wenn man so will Monstrosität.“ Damit bildet das Gerücht gewissermaßen eine Gegenform zur Literatur, die sich gerade durch ihre Formhaftigkeit auszeichnet.

Was Jürgen Brokoff noch vermisst, ist eine Ethik des Gerüchts: Niemand ist gern Gegenstand eines Gerüchts. Doch wie kann man die Verbreitung von Gerüchten verhindern? Die Antwort ist eigentlich ganz einfach: „Man sollte sich etwa fragen: Ist es wirklich notwendig, dass ich diese Darstellung weiterverbreite? Wie wäre es, wenn das Gesagte mich selbst beträfe?“ Nichtwissen will Brokoff als Entschuldigung nicht gelten lassen. „Sobald ich merke, dass eine Nachricht nicht gesichert ist, könnte ich darauf verzichten, sie weiterzuverbreiten.“ Indikatoren dafür fänden sich schon in der Sprache: „Bei Redewendungen wie *Die Leute sagen, dass...*, *Ich habe gehört, dass...* oder *Man sagt, dass...* ist Vorsicht geboten! Gerüchte stehen häufig in der indirekten Rede. Sie sind Kommunikation, die sich auf Kommunikation bezieht.“

Auch wenn Gerüchte meist kritisch zu sehen sind, haben sie eine gesellschaftliche, verbindende Funktion. Dem französischen Gerüchtforscher Jean-Noël Kapferer von der Pariser *École des hautes études commerciales* zufolge entstehen Gerüchte aus dem Bedürfnis heraus, Verstöße gegen Regeln und Traditionen aufzudecken und damit die Ordnung innerhalb einer Gesellschaft zu erhalten. Für Kapferer ist das Gerücht das „älteste Massenmedium der Welt“. Grundsätzlich richtig, findet Jürgen Brokoff, denn auch in früheren Gesellschaften, die noch keine Medien im technischen Sinne kannten, wurden Informationen sehr schnell weitergegeben. „Das Gerücht ist nicht nur metaphorisch die Stimme des Volkes“, sagt Jürgen Brokoff. „Die Bevölkerung kann durch die Verbreitung eines Gerüchts die Machthaber in Schwierigkeiten bringen, Druck ausüben und mitunter sogar der Demokratie auf die Sprünge helfen.“

## Prof. Dr. Jürgen Brokoff



Jürgen Brokoff ist Professor für Neuere deutsche Literatur am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin. In seiner Forschung beschäftigt er sich unter anderem mit der Literaturgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, wozu auch die Gerüchtekommunikation gehört. Er ist Mitherausgeber des 2008 erschienenen Sammelbandes „Die Kommunikation der Gerüchte“. Außerdem forscht Jürgen Brokoff zu folgenden Themenfeldern: Ernst Jünger und die Deutung des Ersten Weltkrieges; Krieg und Literatur im 20. und 21. Jahrhundert, Popularästhetik und Geschmacksbildung im 19. Jahrhundert; Gegenwartsliteratur. Im Dezember 2016 erscheint im Wallstein Verlag eine Monografie zum Thema „Literatur und öffentliche Meinung. Botho Strauß, Peter Handke, Martin Walser“.

### Kontakt

Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Arbeitsbereich Neuere deutsche Literatur  
E-Mail: [juergen.brokoff@fu-berlin.de](mailto:juergen.brokoff@fu-berlin.de)





*„Debatten haben nur Sinn, wenn  
Leute voneinander lernen wollen“*

Von der „Gelehrtenrepublik“ bis zum Internet-Forum: Die Wissenschaftlerin Anita Traninger  
und der Journalist Markus Hesselmann sprechen über den Wandel der Diskussionskultur



## INTERVIEW MIT ANITA TRANINGER UND MARKUS HESSELMANN

Die Romanistin Anita Traninger hat sich mit Gelehrten-Debatten im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit befasst; Markus Hesselmann moderiert als Online-Chefredakteur beim Berliner Tagesspiegel täglich Debatten im Internet und in den sozialen Medien. Wie haben Menschen früher miteinander diskutiert? Müssen wir mit den Möglichkeiten des Internets neu debattieren lernen? Ein Gespräch über Reichweite, *shitstorms* und die Verführungskraft der Rhetorik.

**fundiert:** Im Sommer 2016 dominierte in den Medien ein Thema: Die sogenannte Burka-Debatte. Warum wurde die Frage der Vollverschleierung so wichtig und wieso taugte ein Stück Stoff zur Debatte?

**Hesselmann:** Die Flüchtlingsfrage konnte von konservativen Politikern damit auf ein Thema verengt werden: Auf Muslime und ihre angebliche Nicht-Integration, etwa von CSU-Politikern, die denken, sie wüssten, was das Volk denkt. Das ist, glaube ich, der Gedanke dahinter. Ich fürchte aber, es gibt auch eine Menge Journalisten, die denken, sie wüssten, wie das Volk und wie der Leser denkt. Die Gefahr bei solchen Alibi-Themen ist, dass sie sich von der Realität in Deutschland – wo es kaum vollverschleierte Frauen gibt – total abkoppeln.

**Traninger:** Ich glaube, bei der Konjunktur gerade dieses Themas spielt noch ein wenig mehr mit. Es hat auch etwas damit zu tun, dass die Burka ein visueller Index ist: Man hat plötzlich etwas, das man innerhalb einer Debatte anschauen und benennen kann. Ich finde vor allem in historischer Perspektive spannend, dass es argumentative Muster gibt, in die man sich einklinken kann. Es ist ja kein Zufall, dass es um Frauen geht. Bei einer Frau findet man offenbar nichts dabei zu sagen: „Zieh dich für mich aus!“ Das ist genau dieser Gestus, der gerade in Frankreich von der Polizei in Nizza bei der Durchsetzung des Burkini-Verbots durchexerziert wurde: „Zieh dich jetzt vor unseren Augen für uns aus.“ Das ist ein patriarchaler Herrschaftsdiskurs, der ganz leicht transferiert werden kann; ein Muster: Die Frau ist diejenige, auf die wir unsere Regulierungskompetenz konzentrieren können, weil es immer schon so war. Andererseits gibt es ja die Gender-Debatten, die hitzig geführt werden und in denen wir zu hören kriegen, wir hätten einen Gender-Wahn und einen Gender-Terror. Gleichzeitig kommt aus der konservativen Ecke: Frauen sind bei uns gleichgestellt, und Muslime sollen sich gefälligst anpassen. Hier müsste man fra-

gen, um was es eigentlich geht? Was ist das eigentliche Thema?

**fundiert:** Was ist eigentlich das Thema?

**Hesselmann:** Die Burka-Debatte ist ein Versuch, das Thema Flüchtlinge irgendwie diskursiv zu kanalisieren und davon zu profitieren, entweder politisch oder publizistisch – oder vielleicht sogar aus einer gewissen Bequemlichkeit heraus. Es ist nicht unbedingt so, dass bewusste, ideologische Entscheidungen dahinterstecken. Oft ist es sowohl für den Politiker als auch für den Journalisten einfacher, sich an ein solches Thema dranzuhängen, das gerade Reichweite bringt, obwohl ich Reichweite nicht wirklich kritisch finde. Die eigentliche Diskussion, die zu führen ist, wäre aber: Wie schaffen wir Integration und vor allem Bildung, Bildung und nochmals Bildung?

**Traninger:** Die Frage ist auch, wie viele Debatten wirklich einen Gegenstand haben oder ob es nur darum geht, ein für sich genehmes Ergebnis zu erzielen. Ich glaube, wir vermischen immer ganz viele Aspekte, wenn wir über Debatten sprechen. Es gibt ganz sicher in Qualitätsmedien ein großartiges Niveau an Reflexion und Differenzierung. Aber ein Teil unserer Medien, sagen wir „der Boulevard“, hat zum Teil überhaupt kein Interesse daran. Und wir haben jetzt auch den riesigen Onlinebereich. Ganz viel, was dort in den Foren stattfindet, hat eine Ventilfunktion, Leute äußern ihr Unbehagen, ihre Wut. Ich glaube, dass wir verstärkt eine Debatte zweiter Ordnung brauchen über die Frage: Was heißt denn eigentlich Debatte heute? Es wird zwar immer gesagt, wir hätten Debatten, aber sobald jemand etwas sagt, was andere nicht gut finden, haben wir gleich einen „Shitstorm“. Das sind unsere Kategorien, zwischen denen wir uns derzeit bewegen. Wir müssten uns aber fragen: Wofür reden wir eigentlich miteinander? Geht es darum, dass man seine Meinung durchsetzt, oder gibt es ein gemeinsames Ziel?

**Hesselmann:** Ich habe bei Tagesspiegel-Online die Erfahrung gemacht, dass eine Debatte nur dann Sinn hat, wenn die Leute voneinander lernen wollen. Das muss eigentlich das Ziel einer Debatte sein. Wir haben mal eine Serie mit Themen aus unserer Nutzer-Community gemacht; Themen, von denen viele Journalisten denken: Das interessiert keinen. Doch diese Beiträge stießen auf eine hohe Resonanz, hatten bis zu 300 Kommentare und stießen tolle Debatten an. Debatten können also funktionieren! Viele Leute fordern ja inzwischen, diese „blöden Foren“ zu schließen. Das hielte ich aber für falsch. Wir Journalisten müssen uns damit schon Arbeit machen – und die ist nichts für unerfah-



## UNISHOP

der Freien Universität Berlin  
 ERG Universitätsservice GmbH  
 Otto-von-Simson-Str. 26  
 14195 Berlin

Telefon: 030 / 838 - 73491  
 Fax: 030 / 838 - 4 73491  
 E-Mail: unishop@fu-berlin.de



# UNISHOP

im Foyer der Mensa II  
 (Silberlaube)

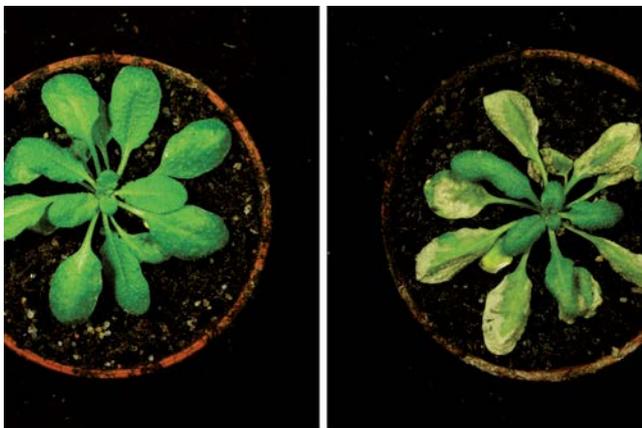


### Öffnungszeiten:

Montag – Donnerstag  
 von 10.00 – 16.00 Uhr  
 Freitag von 10.00 – 15.00 Uhr

verkürzte Öffnungszeiten  
 während der vorlesungs-  
 freien Zeit





Ein Defekt der inneren Uhr oder zu wenig vom Hormon Cytokinin führt bei verändertem Lichtrhythmus in der Modellpflanze Arabidopsis (Ackerschmalwand) zum Zelltod. Links eine nicht gestresste Pflanze, rechts eine gestresste.

Foto: Silvia Nitschke / Freie Universität Berlin

## Wenn Pflanzen nicht richtig ticken

**Biologen der Freien Universität haben entdeckt, wie ein Hormon die innere Uhr von Pflanzen beeinflusst**

Pflanzen stimmen ihre physiologischen und entwicklungsbedingten Prozesse auf den Tagesverlauf ab, dafür nutzen sie ihre innere Uhr. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Dahlem Centre of Plant Sciences (DCPS) der Freien Universität entdeckten kürzlich einen bislang gänzlich unbekanntem Stress bei Pflanzen: Der „circadiane Stress“, so die Bezeichnung durch die Forscher, wird durch eine Veränderung des Tag-Nacht-Rhythmus‘ ausgelöst. Das Pflanzenhormon Cytokinin spielt beim Schutz vor diesem Stress eine wichtige Rolle.

[Lesen Sie weiter »](#)

rene Leute, die man oft mit der Moderation von Foren betraut, sondern eine journalistische Aufgabe.

**Traninger:** Ich glaube, diese Forderung, einfach etwas zu schließen, seien es Grenzen oder Foren, das ist eine geläufige Phantasie, die leider auch die Flüchtlings-Debatte prägt. Man tut damit so, als ob man Dinge ungeschehen machen könnte. Macht die Grenzen zu, dann ist wieder gut. Macht die Foren zu, dann ist es wieder gut. Die Hälfte der Briten dachte im Übrigen beim

Brexit-Votum im Juni 2016 auch so: Lasst uns die Union verlassen, dann ist alles wieder gut.

**fundiert:** Wir leben in der Zeit des fundamentalen Medienwandels. Verändert sich dadurch auch die Debattenkultur?

**Hesselmann:** Früher gab es Leserbriefe. Die konnte man unter Umständen ignorieren oder mal eine nette Antwort aufsetzen. Das geht jetzt nicht mehr. Unsere Fehler werden uns nun direkt unter die Nase gerieben – was ich eine sehr gute Sache finde. Der Begriff *Shitstorm* wird aber zu oft und gerade in Deutschland viel zu schnell verwendet ...

**Traninger:** ... es ist ja auch ein deutsches Wort. Den Ausdruck gibt es woanders nicht ...

**Hesselmann:** ... stimmt, ein kleines bisschen Kritik und es ist gleich ein *Shitstorm*. Ich denke, früher hat jemand wie der ehemalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland Ignatz Bubis Kritik zu Hause mit sich allein ausmachen müssen. Er hat einen Stapel Briefe aus der Redaktion bekommen, Briefe von furchtbaren Menschen, Antisemiten – und er musste diesen *Shitstorm* allein in seinem stillen Kämmerlein ertragen. Heute kriegen wir es alle ab. Diese Öffentlichkeit hat aber auch ihre positiven Seiten; wir müssen nur lernen, damit umzugehen. Wir müssen bei Tagesspiegel-Online aber nicht auf jeden Kommentar, auf jeden Deppen, der da irgendwas hinhustet, eingehen. Leute, die tatsächlich eine Debatte nur stören oder ihren beleidigenden und oft rechtsextremen oder antisemitischen Kram loswerden wollen, die sollte man aus meiner Sicht auch sofort blockieren, sonst übernehmen die da die Hegemonie. Und umgekehrt sollten sich diejenigen, die diskutieren wollen, vernetzen und voneinander lernen und miteinander ins Gespräch kommen.

**fundiert:** Ist das eine neue Rolle für Journalisten, Debatten zu moderieren?

**Hesselmann:** Absolut. Der Unternehmer und Publizist Christoph Kappes hat einmal den schönen Satz gesagt, dass die sozialen Medien und die Debatten darin journalistisch zurückerobert werden müssen. Das ist unsere Aufgabe, da müssen wir Journalisten ran.

**Traninger:** Vielleicht hilft es, wenn wir in der Geschichte noch ein bisschen weiter zurückblicken. Der Medienwandel führt immer zu einem Kommunikationswandel und zu einem Aushandlungsprozess über neue Verfahren. Das war schon immer so, nur findet der Wandel jetzt in globaler Dimension statt und mit ungeahnter

## Prof. Dr. Anita Traninger



Anita Traninger ist seit Oktober 2015 Universitätsprofessorin für Romanische Philologie mit den Schwerpunkten Galloromanistik und Hispanistik am Institut für Romanische Philologie der Freien Universität. Darüber hinaus ist sie auch *Principal Investigator* an der Friedrich-Schlegel-Graduiertenschule; sie sitzt im Vorstand des Sonderforschungsbereichs „Episteme in Bewegung. Wissenstransfer von der Alten Welt bis in die Frühe Neuzeit“ und ist stellvertretende Sprecherin des *Dahlem Humanities Center*, das die geisteswissenschaftliche Forschung an der Freien Universität vernetzt. In ihrer Forschung konzentriert sie sich vor allem auf Geschichte sowie die Theorie und Praxis der Rhetorik; außerdem forscht sie zur Wissensgeschichte, insbesondere mit Blick auf die spanische und französische Literatur, zur Geschlechtergeschichte sowie zur Geschichte der Emotionen.

### Kontakt

Freie Universität Berlin  
Institut für Romanische Philologie  
E-Mail: [anita.traninger@fu-berlin.de](mailto:anita.traninger@fu-berlin.de)

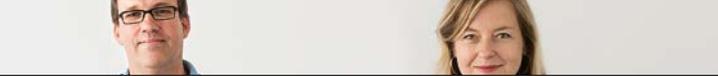
## Markus Hesselmann



Markus Hesselmann studierte Anglistik, Publizistik und Germanistik an der Freien Universität Berlin und der Universität Reading in England. Während seines Studiums war er Stipendiat des *World Press Institute* in St. Paul, Minnesota in den USA. Seine berufliche Laufbahn begann er als Redakteur beim Tagesspiegel; dort war er unter anderem tätig als London-Korrespondent, Ressortleiter Sport und Ressortleiter Berlin. Seit 2009 ist Markus Hesselmann Chefredakteur Online beim Berliner Tagesspiegel.

### Kontakt:

[markus.hesselmann@tagesspiegel.de](mailto:markus.hesselmann@tagesspiegel.de)



Geschwindigkeit. Die Journalisten der ersten großen Zeitschriften im 18. Jahrhundert, wie *The Tatler* (1709) oder *The Spectator* (1711) haben die Leserbriefe selbst geschrieben. Das hilft, weil man so natürlich die Debatten lenken und argumentative Linien herausarbeiten kann, die einem passen – und überhaupt zu Themen schreiben, die man für relevant hält. In diesem Sinne ist es ein *back to the future*, wenn man sich auf journalistischer Ebene selbst stärker einspeist ins Debattistische. Ich möchte aber gerne noch ein zweites Thema aufgreifen, nämlich die Frage der Erziehung. Wir sind auf Social-Media-Debatten schlecht vorbereitet, denn es gibt nur wenig Reflexion darüber, in welchen Modus des Schreibens, des Sagens wir uns da begeben.

Ich glaube, dieser Aspekt wird in der Schulbildung vollkommen vernachlässigt. Und das müssen wir uns auch selbst ankreiden in der universitären Ausbildung. Die Schwierigkeit dabei ist, dass in diesem Modus Mündlichkeit und Schriftlichkeit auf eine seltsame Weise verschmelzen und ein schwieriges Konglomerat bilden. Früher – das ist mal so ein grober Gegenbegriff –, hat man sich zusammengerissen, wenn man *face to face* mit einem Fremden sprach. Das hat Distanz hergestellt und Regeln der Zivilisation aufgerufen. Wenn man hingegen mit Freunden gesprochen hat, dann war das offener. Durch die sozialen Medien entstehen Situationen, in denen man so tut, als ob man *face to face* mit Freunden über Fremde spricht, diese sind aber zugleich mit am Tisch. Wir haben also Muster, die aus einer vertrauten Mündlichkeit kommen, aber jetzt im Schriftlichen eine Permanenz erhalten. Dann steht plötzlich etwas da im schriftlichen Modus, der früher reserviert war für überlegte und auch durch gewisse Schreibregeln regulierte Aussagen – ein Durcheinander von Aussagemöglichkeiten. Aber niemand lernt in der Schule: „Pass auf, wenn du einen Tweet schreibst, dann sieht das so und so aus, dann ist das die und die Gattung.“ Ich glaube, dass wir viel tun könnten, um ein Grundbewusstsein dafür zu schaffen, was man wie zu wem sagen kann.

**Hesselmann:** Ich habe im Moment den Eindruck, dass vor allem die Risiken von Kommunikation im Internet gesehen werden – gerade auch von Lehrern. Ich will nicht, dass man das Internet und soziale Medien blauäugig betrachtet, wir müssen auch auf die Probleme und berechtigten Sorgen reagieren. Aber ich habe manchmal den Eindruck, wir nehmen das Ganze nur noch als Risiko wahr, oft geht es nur um Internetsucht.

**Traninger:** Stimmt, wir haben selten eine positive Herangehensweise, aber es sind Basiskulturtechniken, mit diesen Medien umzugehen. Beim Thema Digitalisierung wird darüber gesprochen, wie man die Klassen ausstatten müsste, ob nicht jeder Schüler ein iPad

haben sollte – und gleichzeitig werden Bedrohungsszenarien aufgebaut. Die Medienerziehung, die wir zurzeit haben, ist oftmals eine Problemmaschine.

**Hesselmann:** Soziale Medien sind ja auch ein künstlerisches Medium. *Téju Cole*, ein afroamerikanischer Autor, hat über Jahre literarische Tweets verfasst. Inzwischen ist er zu Facebook gewechselt.

**Traninger:** Twitter-Poetry ist inzwischen ein großes Feld.

**Hesselmann:** Das ist eine tolle Sache, und ich finde es unheimlich wichtig, dass solche Beispiele auch behandelt werden. So etwas könnte man im Literaturunterricht in der Schule durchführen, genauso wie an der Uni.

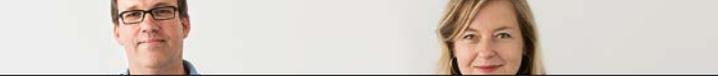
**fundiert:** Der derzeitige Medienwandel ist ja nicht der erste in der Geschichte. Auch der Buchdruck und die Rotationspresse hatten Einfluss auf die Kommunikation. Sie, Frau Traninger, haben sich ebenfalls mit dem Wechsel von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit in der Debattenkultur der Frühen Neuzeit befasst. Was kann man daraus für die Gegenwart lernen?

**Traninger:** In unserem Forschungsprojekt haben wir den Begriff der Unparteilichkeit im 17. und 18. Jahrhundert in der europäischen Gelehrtenkultur untersucht. Wir haben uns angeschaut, welche Debattenmuster an Universitäten vor und in dieser Zeit vorherrschten und was sich mit dem Aufkommen der periodischen Zeitschriften verändert hat. Das ist nämlich genau das Medium, das den großen Debattenwandel dieser Jahre hervorbringt und ermöglicht. Eine neue Idee entsteht, die einer „Gelehrtenrepublik“. Die umfasste: „Wir Gelehrten in ganz Europa vernetzen uns, unsere Staatsform ist die einer Republik, und in ihr soll prinzipiell und permanent Krieg herrschen.“ Es ist erstaunlich, dass *Pierre Bayle* und andere große Denker im 17. Jahrhundert sagen, dieser Raum, diese „Gelehrtenrepublik“, sei von einer großen Freiheit gekennzeichnet – der Freiheit, sich gegenseitig brutal und ohne Rücksicht zu attackieren, und es herrsche ein Dauer-Krieg: alle gegen alle. Das ist eigentlich nicht das, was wir für das 17. und 18. Jahrhundert erwartet hätten. Das scheint eher eine Beschreibung von dem zu sein, was wir jetzt in Internetforen und Social-Media-Plattformen feststellen.

**fundiert:** Was wurde gegen Eskalationen in der „Gelehrtenrepublik“ unternommen?

**Traninger:** Das Interessante ist, dass dort mit der Ausrufung des Krieges gleich ein Bändigungsideal einhergeht. Es wurde gesagt: Krieg? Ja, aber unsere Argu-





mente bringen wir unparteiisch vor. Was heißt das? Wir enthalten uns nicht einer Meinungsäußerung, sondern wir tun so, als ob alles, was wir sagen wollen, erstmal auf dem Prüfstand steht. Wir wollen eine Qualität des Urteils einführen: Wir nehmen keine Rücksichten, ob das mein Freund ist, mein Schwager, mein Patron, gegen den ich argumentiere, doch ich muss mein Argument auch prüfen. Diese Art von reflektierter Differenzierung oder Distanzierung von dem, was man eigentlich sagen will, ist eine interessante Überlegung. Natürlich klappt das in der Gelehrtenrepublik überhaupt nicht, und es gibt furchtbare Auseinandersetzungen. Aber solche Überlegungen fehlen heute offenbar. Es wäre eine schöne Metadebatte, sich wie damals zu überlegen: „Wir wollen den freien Zugang zu Medien haben, aber schauen wir doch, wie wir das organisieren können.“ Das war im 17. Jahrhundert eine wirklich spannende Situation.

**Hesselmann:** Total spannend. Wir versuchen auch gerade ein kleines Experiment, das in diese Richtung geht. Der Tagesspiegel hat zum Beispiel das Debattenportal „Causa“ aufgesetzt, und Sie haben mir gerade einen schönen Namen dafür geliefert: die digitale Gelehrtenrepublik. Da schreiben zum Beispiel Politikologen wie Thomas Risse und Tanja Börzel oder Naturwissenschaftler wie Christian Thomsen. Bei „Causa“ versuchen wir genau so eine strukturierte Debatte zu führen und „verpflichten“ die Debattanten dazu, ihre Argumente schriftlich zu formulieren und die Argumente der anderen zu bewerten. Das war unsere eigentliche Idee, aber nicht jeder Wissenschaftler lässt sich darauf ein, daher hat das nicht wie erhofft funktioniert. Es ist auch ein Versuch, Debatten auf ein höheres Niveau zu heben. Als nächsten Schritt wollen wir diese Debatten öffnen. Die Arbeit der Kollegen wird dabei die Moderation sein. Mein Kollege Tilmann Warnecke hat zum Beispiel die Debatte geführt, in der der Präsident der Freien Universität, Peter-André Alt, darüber schreibt, wie eine Uni heutzutage zu leiten ist.

**Traninger:** Mir gefällt es sehr gut, dass Sie diese Debattenreihen einführen, weil das eigentlich der Modus der scholastischen Universität ist. Wir steuern auf das Luther-Jubiläum zu, auf das Reformations-Jubiläum mit seinen Thesen. Ihr Forum funktioniert ja offenbar genau wie die scholastische Disputation: Thesen werden aufgestellt, und dann wird *pro und contra* argumentiert, und man muss immer am Thema bleiben. Ich habe mich oft gefragt: Was würden *Philipp Melanchthon* oder *Martin Luther* darüber denken, wie wir heute debattieren? Wahrscheinlich sähen sie ein großes Durcheinander, denn das Wichtigste damals war der *status controversiae*. Wo stehen wir eigentlich? Worüber sprechen wir?

Was sind unsere Begriffe? Wo verstehen wir Begriffe unterschiedlich?

**fundiert:** Das hört sich alles sehr reflektiert an, aber Debatten leben ja auch von Emotionen und einer Polemik, die auch provoziert.

**Traninger:** Der Wutausbruch war das Begleitgeräusch der Disputation seit ihren Anfängen. Da wurden Türen eingetreten. Da wurden Haare gerauft. Wenn Leute mit einem gewissen Engagement Argumente vertreten, dann kann das eben auch im Zorn enden. Schopenhauer schrieb schon über diese Attacken und darüber, dass der persönliche Angriff, das *argumentum ad hominem*, eine sehr beliebte Strategie war, denn: Das kann jeder.

**Hesselmann:** Ich finde, wenn ein gewisses Niveau erreicht ist, man sich schön an die Argumente hält und aufeinander eingeht, dann ist dieses *ad hominem* dann auch mal okay. Heute geht man oft sofort aufeinander los, das ist halt nur noch langweilig. Und nicht nur langweilig, sondern auch gefährlich. Das zerstört jede Diskussion. Allerdings gibt es auch die Lust daran, mal polemisch zu sein. Wir wollen als Onlineangebot ja auch nicht langweilig werden, dann erreichen wir niemanden mehr. Überschriften müssen immer noch interessant bleiben, sonst werden sie nicht gelesen, und dann brauche ich meinen Artikel oder Debattenbeitrag erst gar nicht zu schreiben.

**Traninger:** Es interessant, sich anzuschauen, wie die alte Universität ihre Debatten organisiert hat. Man hat eine Debatte ganz klar als „gerahmt“ aufgefasst. Außerdem hat man den Teilnehmern Positionen zugeteilt, die sie verteidigen oder angreifen sollten. Das heißt, als Debattenteilnehmer hatte man grundsätzlich schon mal eine Distanz zum Argument. Trotzdem hing man sich mit voller Kraft rein und konnte auch aggressiv werden. Doch man hat es als eine Art „Match“ aufgefasst, das ein klares Ende hat. Es gab eine Art von Rahmung, man konnte sich in eine Debattensituation hineinbegeben, aber auch wieder heraustreten. Ich glaube, das ist etwas, was uns heute fehlt, weil wir diese unbedingte Identifikation mit unseren Meinungen haben.

**Hesselmann:** Das ist eine kontinentale beziehungsweise deutsche Tradition. Was Sie beschreiben, gibt es in England bis heute. Da wird Debattenteilnehmern eine Position zugeteilt, um zu üben, spielerisch an Debatten heranzugehen. Danach gehen trotzdem alle zusammen ein Ale trinken. Warum haben wir diese Tradition hier verloren?

**Traninger:** Sie sind ja ein Kenner Großbritanniens: Wenn Sie sich dort Oxford und Cambridge anschauen,



# Wir freuen uns auf Sie

Die ERG widmet sich der Kontaktpflege zu den Ehemaligen der Freien Universität Berlin. Als Mitglied können Sie über Fachgrenzen und Studienzeit hinaus an Leben, Arbeit und Entwicklung der Freien Universität teilnehmen und dabei Forschung, Lehre und den wissenschaftlichen Nachwuchs fördern. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich absetzbar.

Im Rahmen Ihrer Mitgliedschaft in der ERG erhalten Sie

- ▶ Einladungen zu Veranstaltungen der ERG und der Freien Universität
- ▶ ZEDAT-Account mit E-Mail-Adresse
- ▶ Ermäßigungen für Veranstaltungen
- ▶ Ermäßigung für die GasthörerCard
- ▶ Mitarbeiterarif beim Hochschulsport
- ▶ Ermäßigung für Weiterbildungsangebote
- ▶ Versand des Alumni-Magazins *wir* (für Vollzahler)
- ▶ Auf Wunsch Zusendung des Wissenschaftsmagazins *fundiert* und der *Tagesspiegelbeilage* (für Vollzahler)
- ▶ Ermäßigung im Botanischen Garten
- ▶ Ermäßigung für das Berliner Kabarett Theater *Die Wühlmäuse*

[www.fu-berlin.de/erg](http://www.fu-berlin.de/erg)



Foto: Bernd Wänemann

## Ernst-Reuter-Gesellschaft:

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 101 00 101 11  
IBAN: DE98100500001010010111 · BIC: BELADEBEXXX

## Ernst-Reuter-Stiftung der Freien Universität Berlin:

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 600 00 535 07  
IBAN: DE53100500006000053507 · BIC: BELADEBEXXX

## ANTRAG AUF MITGLIEDSCHAFT

Ich möchte der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen der Freien Universität Berlin e. V. beitreten (bitte ankreuzen):

- Mitgliedschaft/normal  
(Mindestbeitrag 50,00 € / Jahr)
- Mitgliedschaft/ermäßigt  
(Mindestbeitrag 10,00 € / Jahr für Studierende und Ehemalige einschließlich der ersten drei Jahre nach Exmatrikulation, **bitte Nachweis beilegen**)
- Institution/Firma  
(Mindestbeitrag 150,00 € / Jahr)
- Fördermitgliedschaft  
Ich bin bereit, statt des Mindestbeitrags von 50,00 € eine jährliche Spende von \_\_\_\_\_ zu zahlen.
- Ich möchte dem Kapitel \_\_\_\_\_ zugeordnet werden (optional)  
Kapitelübersicht unter: [www.fu-berlin.de/erg](http://www.fu-berlin.de/erg)

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Ernst-Reuter-Gesellschaft

Vorname \_\_\_\_\_ Name \_\_\_\_\_ Akad. Grad/Titel \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_ Geburtsdatum \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_ PLZ, Ort \_\_\_\_\_

Ich habe an der FU studiert von – bis \_\_\_\_\_ Ich war an der FU tätig von – bis \_\_\_\_\_

Ich bin einverstanden, dass die Angaben zu Vereinszwecken in einer rechnergestützten Adressdatei gespeichert werden. Alle Angaben sind freiwillig.

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, die zu entrichtenden Zahlungen bei Fälligkeit zu Lasten des Kontos durch Lastschrift einzuziehen.

Kontoinhaber \_\_\_\_\_

Kontonummer \_\_\_\_\_ Geldinstitut \_\_\_\_\_ BLZ \_\_\_\_\_

IBAN \_\_\_\_\_ BIC \_\_\_\_\_

Datum \_\_\_\_\_ Unterschrift \_\_\_\_\_

### KONTAKT:

Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen  
der Freien Universität Berlin e. V.  
Kaiserswerther Str. 16 – 18  
14195 Berlin

Telefon: 030 – 838 59 804  
Fax: 030 – 838 459 804  
E-Mail: [erg@fu-berlin.de](mailto:erg@fu-berlin.de)



Buch- und Offsetdruckerei

H. Heenemann

Mehr als eine Druckerei

**Buch- und Offsetdruckerei  
H. Heenemann**

Gegründet 1906 in Berlin  
Zertifiziert nach FSC®,  
PEFC™, PSO, klimaneutral  
(ClimatePartner), EMAS und  
ISO 14001

## Online-Bestellungen in Kleinstauflagen möglich!

[www.heenemann-druck.de/onlineshop.html](http://www.heenemann-druck.de/onlineshop.html)



### Print Lösungen

- Offsetdruck
- Digitaldruck
- Weiterverarbeitung
- Digitale  
Medienvorstufe

### Marketing Lösungen

- Crossmediale 1:1  
Kampagnen
- Dialogmarketing
- individualisierte  
Kleinstmengen

### Shop Lösungen

- eCommerce-  
Plattformen
- Closed Shops
- Web2Print Portale  
und Shops



dann sehen Sie, dass eine Kontinuität zur mittelalterlichen Universität angestrebt wird. Das wird dort kultiviert und wirkt in die Gesellschaft hinein, weil das Establishment und der Journalismus massiv aus diesen Universitäten gespeist werden.

Bei uns ist das anders. Im 18. Jahrhundert hat sich etwa *Christian Thomasius* gegen diese Art von Debatten wehrt und gemeint, wenn man disputiert, aber die Position nicht aus persönlicher Überzeugung vertritt, dann ist das hohl und dient nur der Eitelkeit. Man solle nicht der Ehre wegen disputieren, sondern um einer Sache wegen, an die man wirklich glaubt, von der man überzeugt ist.

**fundierte:** Ist die Debatte um den „Brexit“ in Großbritannien nicht vielleicht ein Beispiel, dass diese spielerische Auffassung von Diskussionen ohne innerliche Überzeugung – wie sie etwa Boris Johnson verkörpert – auch schief laufen kann?

**Hesselmann:** Bei Boris Johnson habe ich tatsächlich den Eindruck, dass er alles nur als ein Spiel empfindet. Schon als Telegraph-Korrespondent in Brüssel hatte er oft eine vermeintlich exklusive Story, etwa über Verordnungen zu krummen Bananen, die zwar irgendeinen wahren Kern hatte, aber die Hälfte davon stimmte nicht. Trotzdem hat er damit etwas ausgelöst: Er hat bereits in seiner publizistischen Arbeit einen Prozess in Gang gesetzt, den er jetzt, mit dem *Brexit* als Politiker „vollendet“ hat.

Ich habe in England studiert und gearbeitet. Debatten immer nur als Sport und Small Talk zu sehen, das kann einen auch schon mal gehörig nerven. In Cambridge gibt es bei Festessen die Regel, dass man sich sieben Minuten mit dem linken Sitznachbarn und sieben Minuten mit dem rechten unterhält, und zwar immer abwechselnd. Egal wo dann das Gespräch gerade ist, nach sieben Minuten wende ich mich dem anderen zu. Was für ein Unsinn, wie eine Sportveranstaltung! Da wünscht man sich manchmal wieder die Tradition, mit Willen und innerer Überzeugung ein Thema bis zum Ende ausdiskutieren.

**Traninger:** Man soll aber die Rhetorik nicht an und für sich diskreditieren. Es ist ja nicht so, dass nicht bekannt gewesen wäre, wie Johnson agiert, er ist ja immer wieder der Lüge überführt worden. Es ist aber nicht die Schuld der Rhetorik, es sind immer wir, die politische Entscheidungen zulassen, die in etwas einstimmen, die nicht widersprechen, die nichts entgegensetzen. Die Technik der Rhetorik ist im Prinzip eine neutrale Sache, die man so oder so nutzen kann.

**fundierte:** Wir haben immer über die deutsche Debattenkultur gesprochen. Sie sind Österreicherin. Gibt es da

Unterschiede in der österreichischen Debattenkultur? Erleben Sie die Deutschen polemischer?

**Traninger:** Ich finde schon, dass es hier eine gewisse Direktheit gibt. Ich kann mich erinnern, dass es mich, als ich an die Freie Universität gekommen bin, sehr überrascht und auch schockiert hat, wie hart miteinander diskutiert wird. Aber jetzt bin ich selbst schon so geworden und es fällt mir nicht mehr so auf. Man integriert sich ja (lacht).

**fundierte:** Welche Chancen bieten Debatten im digitalen Zeitalter?

**Hesselmann:** Ich finde es ganz wichtig zu sehen, dass das Internet und die sozialen Medien auch Chancen bieten, und eben nicht, wie es oft plakativ gesagt wird, unsere Demokratie zerstören oder gefährden. Vielmehr bieten sie Möglichkeiten, einen öffentlichen Diskurs von den kleinen bis zu den großen Fragen zu führen, von Fragen wie: „Soll der Olivaer Platz in Charlottenburg ein Parkplatz bleiben oder nicht?“ – bis hin zu den wirklich wichtigen Themen wie Bildung und Integration.

**Traninger:** Wir haben vorhin die historischen Beispiele wie die Gelehrtenrepublik zum Teil positiv hervorgehoben, aber da hatte vieles einen Exklusivitätscharakter, den wir heute auf keinen Fall mehr akzeptieren könnten. Das hatte mit Demokratie nichts zu tun, und das war auch eine exklusive Angelegenheit für Männer, die Latein konnten und Zugang zum Buchdruck hatten. Da hat sich heute zum Glück viel verändert, und das müssen wir auch positiv anerkennen.

**fundierte:** Welche Art von Debatten würden Sie sich wünschen?

**Hesselmann:** Ich würde mir wünschen, dass sich in Debatten Leute zusammenfinden, die voneinander lernen wollen, ohne dass gleich Friede, Freude, Eierkuchen herrschen muss. Dass Menschen über die politischen Grenzen hinweg ins Gespräch kommen. Das finde ich hochspannend. Daran will ich arbeiten, an diesem journalistischen Zurückerobern der Debatte, da wagen sich noch viel zu wenige Journalisten dran.

**Traninger:** Ich wünsche mir vor allem, dass wir überhaupt Debatten haben. Es ist doch ein großes Glück, dass wir in einem Teil der Welt leben, in dem wir debattieren und uns äußern können, in dem wir gemeinsam darauf schauen können, wie wir Dinge besser machen können. Aber Debatte, ja, die sollten wir unbedingt haben.

# *„Der mannigfaltigste Lärm umrauscht mich hier von allen Seiten“*

Warmes Wasser verlockt zur Geselligkeit, und so wurde das öffentliche Bad in der Antike vor allem auch ein Kommunikationsort. Monika Trümper, Professorin für Klassische Archäologie an der Freien Universität Berlin, erforscht seine Geschichte.

Noch heute lassen sich Pracht und Glanz der Stabianer Thermen in Pompeji erahnen.





## VON NINA DIEZEMANN

In einem berühmten Brief an seinen Freund Lucilius klagt der Philosoph Seneca über den Lärm des Bades, über dem er wohnt: „Nun stelle dir alle die verschiedenen Töne vor, die einen dazu bringen können, dass man seinen eigenen Ohren grollt.“ Seneca malt das akustische Panorama der Thermen in allen Facetten aus: Selbst Menschen, die still sind, weil sie gerade Ball spielen oder massiert werden, verursachen noch Geräusche, die die empfindlichen Ohren Senecas stören: Sie zählen ihre Abschlüge und die Hand des Masseurs klatscht auf nackte Rücken. Und dann erst der „Singsang der Badenden, die sich mit ihrer Stimme gefallen!“ Der Philosoph stellt fest: „Noch störender finde ich die Stimmen Redender als einen bloßen Lärm.“

Die Bäder in der Antike dienten der Reinigung und Entspannung, es wurde dort Sport getrieben und an der Schönheit gearbeitet – die „feine und schrille Stimme“ des „Haarzupfers“ fällt Seneca offenbar besonders auf die Nerven. Vor allem aber waren sie auch Kommunikationsorte. „Wenn man sich die Geschichte der Bäder vom Alten Griechenland bis zur römischen Kaiserzeit anschaut, dann kann man sehen, dass die Bereiche, die dem gemeinschaftlichen Baden dienten, immer weiter ausgebaut wurden. Individuelle Badeformen traten zunehmend in den Hintergrund“, sagt Monika Trümper. Die Geschichte des antiken Bades ist ein Forschungsschwerpunkt der Professorin für Klassische Archäologie an der Freien Universität Berlin.

Im Unterschied zum kulturkritischen Seneca genossen seine Zeitgenossen den Gang in ein öffentliches Bad – trotz oder gerade wegen all des Trubels. Geselligkeit und aufwendige Körperpflege in öffentlichen Thermen oder einer „Badesuite“ in einem Privathaus hätten für Römer und Römerinnen zu einem guten Leben gehört, sagt sie. Zu Senecas Zeit – im ersten Jahrhundert n. Chr. – waren die Thermen bereits perfektioniert worden zu einer Art „Erlebnisbädern“, die immer raffiniertere „Wellness-Programme“ ermöglichten. Sie waren zudem ein sozialer Ort, den man in Begleitung der Freunde aufsuchte und an dem sich Angehörige unterschiedlicher sozialer Schichten – wahrscheinlich gelegentlich auch Männer und Frauen – trafen. Selbst der Kaiser ging von Zeit zu Zeit ins öffentliche Bad.

Gerade im westlichen Mittelmeerraum – die antike Stadt Baiae, in der Seneca lebte, lag im heutigen Golf von Neapel – blühte eine besonders innovative Badekultur. Ihren Ursprung hat die Badekultur jedoch im antiken Griechenland. Bereits in Homers Odyssee findet sich eine Passage, die die wohltuende Wirkung des Wassers auf Odysseus schildert, der „lange keine Pflege genossen“ hatte: „Ein herzerfreuender Anblick war ihm

das warme Bad.“ Archäologische Belege von öffentlichen Bädern finden sich allerdings erst von der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts an in Athen. Wie etwa am Zeus-Heiligtum in Olympia entstanden *balaneion* genannte öffentliche Bäder, die über einen Raum mit nebeneinander stehenden Sitzbadewannen verfügten. „Hier überwogen noch die individuellen Badeformen“, sagt die Wissenschaftlerin. Die Badenden hätten sich mit warmem Wasser übergossen, sie „duschten“ sich in gewisser Weise eher, als dass sie badeten, und schöpften das auf dem Wannensboden aufgefangene Wasser zur erneuten Verwendung.

Eine erste Neuerung war der Einbau einer Fußbodenheizung, eines sogenannten Hypokausten-Systems, das dafür sorgte, dass nicht nur das warme Wasser zum Wohlbefinden beitrug, sondern der ganze Raum. Die Bäder wurden auch immer üppiger ausgestaltet: mit Gewölben, Säulen und Stuck – und das, obwohl die Räume bis in die frühe römische Kaiserzeit hinein allein schon aus wärmetechnischen Gründen eher fensterlos und dunkel gewesen sein müssten, wie Monika Trümper sagt. Es seien Orte entstanden, die zum gemeinsamen Verweilen einluden. Dafür habe auch ein warmes Tauchbecken gesorgt, das von unten geheizt wurde und über eine gewölbte Rückenlehne verfügte, sagt die Wissenschaftlerin. Außerdem seien Schwitzbäder hinzugekommen: „Hier konnte man Zeit miteinander verbringen.“

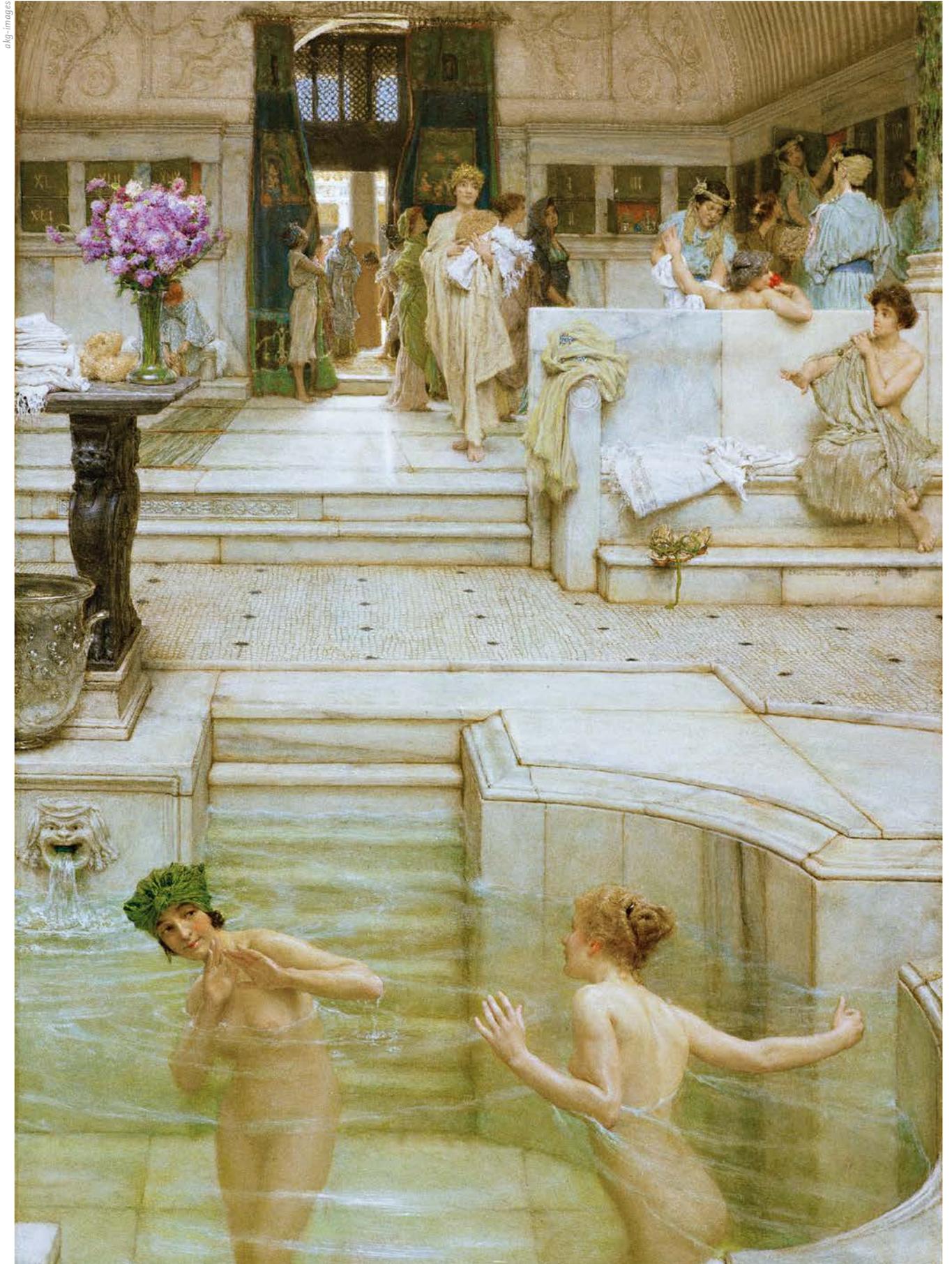
So etwa in der antiken Stadt Morgantina auf Sizilien – wo Monika Trümper mit ihrem Team auch in diesem Sommer gegraben hat. Die Grabungen im sogenannten Süd-Bad, das von etwa 250 bis 211 v. Chr. genutzt wurde, zeigten, dass dieses über ein für seine Zeit „hochmodernes Badeprogramm“ verfügte. Es habe individuelle reinigende und kollektive entspannende Badeformen miteinander verbunden. Dafür sprächen 14 Räume, ein möglicherweise schon komplexes Wasserverteilersystem sowie ein außergewöhnlicher Fund: ein vollständig erhaltener großer Badeofen. Wie das System funktioniert hat und vor allem woher das Wasser für die großen Tauchbecken kam, wissen die Archäologen allerdings noch nicht.

Im Rahmen eines Forschungsprojekts für den Exzellenzcluster *Topoi* – einem altertumswissenschaftlichen Forschungsverbund von Freier Universität und Humboldt-Universität – hat Monika Trümper in den vergangenen Jahren Grabungen in zwei römischen Bädern in Pompeji durchgeführt. Hier werde deutlich, wie Heiztechnik und Wasserversorgung in den folgenden Jahrhunderten perfektioniert worden seien, sagt die Archäologin.

Die sogenannten Republikanischen Thermen entstanden im zweiten Jahrhundert v. Chr., noch bevor Pompeji römische Kolonie wurde, und wurden Ende des

## Entwicklung des Bades in der Antike

nach 450 v. Chr.	In Griechenland entstanden erste Bäder, die nur mit wenigen Sitzbadewannen ausgestattet waren. Die Badenden übergossen sich mit warmem Wasser, das in einem Badeofen erhitzt wurde. Dabei stand die Reinigung im Vordergrund. Auch Privathäuser und die ab dem 4. Jahrhundert bekannten Sportanlagen wurden mit Bädern ausgestattet – letztere boten allerdings nur Vorrichtungen mit kaltem Wasser.
um 400 v. Chr.	Im Zeus-Heiligtum in Olympia entstand ein <i>balaneion</i> , ein Bad mit zunächst elf, später 20 Sitzbadewannen für Besucher.
Im 4. Jahrhundert v. Chr.	Bäder mit getrennten Bereichen für Männer und Frauen erstmals nachgewiesen.
3. Jahrhundert v. Chr.	In der hellenistischen Zeit fand eine „Revolution der griechischen Badekultur“ statt: kollektive entspannende Badeformen entstanden. Baden wurde zum sozialen Ereignis.  Drei Faktoren ermöglichten die Entstehung neuer Badetechniken: Durch <i>verbesserte Wasserversorgung</i> konnten beheizte Tauchbecken für mehrere Personen eingerichtet werden. <i>Neue Heiztechniken</i> sorgten für das Erhitzen von mehr Wasser und vor allem für das Warmhalten (Hypokaustanlagen) von Wasser. Außerdem veränderte sich auch die Bäderarchitektur durch eine <i>bautechnische Neuerung: Gewölbe</i> . Die Räume wurden üppiger ausgestattet.  Es entwickelten sich unterschiedliche lokale Badekulturen; die innovativsten Bäder entstanden im westlichen Mittelmeerraum, insbesondere auf Sizilien und in Süditalien.  Zu den reinigenden Badeformen traten entspannende Badeformen hinzu. Die Bäder waren mit Sitzbadewannen ausgestattet, aber auch mit kollektiven Warmwasser-Tauchbecken und Schwitzbädern. Die Bäder waren meist als profitable Investitionen in Privatbesitz, aber gegen Eintritt allgemein zugänglich.
ca. 250 v. Chr.	Das „Südbad“ in der antiken Stadt Morgantina auf Sizilien wurde gebaut und vermutlich bis 211 v. Chr. genutzt. Es verfügte über ein hochmodernes Badeprogramm zur individuellen Reinigung (15 bis 18 Sitzbadewannen standen nebeneinander) und kollektiven Entspannung (beheizte Tauchwanne für fünf bis acht Personen).
Nach 150 v. Chr.	In Olympia entstand eine kleine neomodische Badeanlage mit Sitzbadewannen, zwei von unten beheizten Liegebädewannen und einem von unten beheizten Schwitzbad
2. Jahrhundert v. Chr.	Republikanische Thermen in Pompeji entstanden. Sie wurden in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. aufgegeben und mit einem Privathaus überbaut. Sie gehörten zu einem neuen Typ öffentlicher Bäder („römische Bäder“), bei dem man auf reinigende Sitzbadewannen verzichtete und nur noch entspannende kollektive Badeformen (beheizte Tauchwanne, Schwitzbäder) zur Verfügung stellte.
Ende 2. Jahrhundert v. Chr.	Stabianer Thermen in Pompeji wurden gebaut und bis zur Zerstörung Pompejis 79 n. Chr. mehrfach umgebaut.
Ende 1. Jahrhundert v. Chr.	Erstmals Integration von Tauchbecken mit kaltem Wasser, <i>frigidarium und natatio</i> . Das wurde erst durch eine verbesserte Wasserversorgung durch den Anschluss der Bäder an öffentliche Wasserleitungssysteme möglich. Zuvor hatte man sich in öffentlichen Bädern nur an Becken mit kaltem Wasser waschen oder abkühlen können ( <i>louteria, labra</i> ); für Tauch- oder gar Schwimmbecken mit kaltem Wasser „verschwendete“ man offenbar kein Wasser
62 n. Chr.	Neros Thermen in Rom wurden eröffnet. Sie hatten eine Länge von 190 Metern und eine Breite von 120 Metern. Das entspricht einer Größe von drei Fußballfeldern. Sie sind die ersten der sogenannten „Kaiserthermen“, die einen ausgefeilten axialsymmetrischen Grundriss und eine Vielzahl reich ausgestatteter Räume boten. Ihnen folgten in Rom ähnliche Anlagen, die unter den Kaisern Titus, Trajan, Caracalla und Diokletian errichtet wurden.
62 n. Chr.	Ein Erdbeben erschütterte Pompeji; danach wurden die Stabianer Thermen nochmals umgebaut und deutlich vergrößert ( <i>natatio</i> mit Nymphäen) und verschönert (reiche Ausstattung mit Stuck und Marmor).
79 n. Chr.	Zerstörung Pompejis durch einen Ausbruch des Vesuv.
298 – 306 n. Chr.	Bau der Diokletiansthermen in Rom auf einer Fläche von 380 mal 370 Metern für eine Nutzung von mehreren Tausend Menschen gleichzeitig.



alg-images

So stellte sich der Maler Sir Lawrence Alma-Tadema 1909 einen Besuch in den Stabianer Thermen in Pompeji vor. Für seine Bilder nutzte er Fotografien von Ausgrabungen der durch einen Ausbruch des Vesuvs verschütteten Stadt.

## Prof. Dr. Monika Trümper

Monika Trümper ist seit Juli 2013 Professorin am Institut für Klassische Archäologie. In ihrer Forschung beschäftigt sich die Sprecherin der *Berlin Graduate School of Ancient Studies* (für die Freie Universität Berlin) vor allem mit griechischer und römischer Architektur, Urbanistik und Topographie, wobei ein besonderer Fokus auf der Entwicklung antiker Städte, der Bade- und Wohnkultur sowie kommerzieller Architektur liegt. Ihre Forschungen basieren auf Feldforschungen in Delos/Griechenland, Morgantina/Sizilien und Pompeji sowie kulturvergleichenden Perspektiven.

### Kontakt

Freie Universität Berlin  
 Institut für Klassische Archäologie  
 E-Mail: [monika.truemper@fu-berlin.de](mailto:monika.truemper@fu-berlin.de)

ersten Jahrhunderts v. Chr. aufgeben und mit einem Privathaus überbaut. Ein stillgelegtes Bad ist für Archäologen ein besonderer Fund: „Die Thermen entsprachen offenbar nicht mehr dem neuesten Stand“, sagt Monika Trümper, „der Betrieb lohnte sich für den vermutlich privaten Besitzer nicht mehr, da andere Bäder über mehr Attraktionen verfügten.“ Pompeji hatte um Christi Geburt zwei bis drei große öffentliche Bäder für vermutlich 10.000 Einwohner; dazu kamen kleinere Bäder sowie Badeanlagen in Sportstätten und Privathäusern. Ein weiteres Bad war bei der Zerstörung der Stadt 79 n. Chr. noch im Bau.

Bei den Stabianer Thermen – benannt nach der Via Stabiana, an der sie sich befanden – machen es die erhaltenen Räume mit Tonnengewölben, Bemalungen und der Stuckatur den Besuchern noch heute möglich, sich einen Besuch in einem römischen Bad vor dem verheerenden Vulkanausbruch des Vesuvs vorzustellen. In den Thermen, die bereits Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. errichtet worden waren, wurden nicht nur Fußböden, sondern in den unterschiedlich heißen Räumen – etwa dem *tepidarium* und dem *caldarium*, dem zentralen Raum jedes Bades mit einem warmen Tauchbecken – auch die Wände bis unter die Gewölbedecke beheizt. Im frühen ersten Jahrhundert n. Chr. ermöglichte der Anschluss an die städtische Wasserleitung den Bau ganz neuer Badevorrichtungen wie zunächst eines *frigidarium*, eines Raumes mit Kaltwasserbecken, und dann einer *natatio*, eines Kaltwasserschwimmbeckens am Rande der *palästra*, des Sportplatzes. Dass diese Leitungen auch noch nach dem Erdbeben des Jahres 62 n. Chr., das dem Vulkanausbruch voranging, funktioniert haben müssen, als die Thermen noch einmal modernisiert und erweitert wurden, konnten Grabungen im Frühjahr 2016 bestätigen.

Diese zeigten, dass es auch in einer Badeanlage, die bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ausgegraben und die seitdem umfassend erforscht wurde, immer noch neue Entdeckungen möglich sind: In den frühen römischen Bädern experimentierte man noch mit Technologien und Badeprogrammen, sagt Monika Trümper. So wiesen die Stabianer Thermen eine einzigartige Reihe kleiner Zellen auf, die sich in keiner anderen antiken Thermenanlage finden und die bislang als alte Badezellen mit Wannen aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. galten. Die Grabungen 2016 haben allerdings gezeigt, dass diese Räume erst im späten 2. Jahrhundert v. Chr. entstanden sind und dass sich darin niemals Wannen befanden, sondern vermutlich nur einfache gemauerte Bänke – für Massagen, Schwitzanwendungen oder vielleicht auch Vergnügungen mit Prostituierten.

Auch wenn Seneca für seine moralischen Briefe den Lärm eines Bades besonders suggestiv aufschrieb – die Thermen müssen lebendige, laute Orte gewesen sein.



Ob man sich dort unterhalten konnte und welcher Art Gespräche dort waren, das ist für die Wissenschaftler nicht rekonstruierbar. „Die Akustik der überwölbten Räume verstärkte den Schall, außerdem war überall Dampf“, gibt Monika Trümper zu bedenken. Ob einige der Räume Stille boten, darüber könne man aber nur spekulieren. Einige größere Bäder verfügten auch über Bibliotheken oder Gärten. *Otium* und *negotium* – Muse und Geschäft, ließen sich vielleicht eher in den privaten Badesuiten verbinden, mit denen manche Häuser ausgestattet waren. Fest steht jedoch: Baden war ein soziales Ereignis, man ging ins Bad, um andere zu treffen, denn Waschen konnte man sich auch zu Hause.

Auch ob Männer und Frauen zusammen badeten, gehört zu den umstrittenen Fragen, auf die gesicherte Antwort zu finden schwierig, vielleicht sogar unmöglich sei, sagt Monika Trümper. Sie geht zudem von großen regionalen Unterschieden aus, die sich nicht für die gesamte antike Welt verallgemeinern ließen. Sowohl die Republikanischen Thermen als auch die Stabianer Thermen verfügten jedenfalls getrennte Trakte für Männer und Frauen. Die Bereiche für Frauen waren kleiner, weniger gut ausgestattet und schlechter zugänglich. In den griechischen Bädern seien die aufwendig gestalteten Räume mit entspannenden Luxusbadformen vielleicht sogar Männern vorbehalten gewesen, vermutet Monika Trümper. Möglicherweise hätten Frauen und Männer auch zu unterschiedlichen Zeiten gebadet. In der Antike sei grundsätzlich nackt gebadet worden, obwohl es leichte Formen der Badekleidung

gegeben haben könnte. Das Verhältnis zur Nacktheit sei allerdings bei den Römern nicht mehr ganz so entspannt gewesen wie bei den Griechen.

Auch wenn sich Menschen nur in hölzernen Badeschuhen und eventuell mit einem Tuch um die Hüften begegnet seien, gleich seien sie deshalb nicht unbedingt gewesen, sagt die Archäologin: „Wie gesund und wohlgenährt ein Körper war, sagte ebenso etwas über den Stand eines Menschen aus wie seine Frisur.“ Auch Schmuck sei wohl im Bad getragen worden: Zumindest habe man in Abwasserleitungen häufiger Schmuckstücke gefunden. Wie sauber und hygienisch aber waren Bäder in einer Zeit, in der es keine Seife gab? „Heutige Hygienestandards darf man da sicher nicht anlegen“, meint die Wissenschaftlerin. Dennoch geht sie davon aus, dass es vergleichsweise reinlich zugeht, da sich die Badegäste vermutlich waschen mussten, bevor sie ins Wasserbecken stiegen oder ins Schwitzbad gingen: „Schon in griechischen Bädern wurden viele kleine Becken gefunden, die man für eine Vorreinigung nutzen konnte, bevor man in eine kollektive Badewanne stieg.“ Auch Öl spielte eine wichtige Rolle im Reinigungsritual: Es wurde sowohl vorher benutzt, um Schmutz zu entfernen, als auch nach dem Bad. Allerdings müssen die Bäder „Hotspots für die Übertragung von Infektionskrankheiten“ gewesen sein, vermutet Monika Trümper, gerade, weil sie von Ärzten oftmals als Therapie verordnet worden seien. Dennoch: „Sich beinahe jeden Tag Zeit für diese Form der Körperpflege zu nehmen, zeigt, welche Bedeutung das Thema in der Antike hatte.“

Durch neue Grabungen wird versucht, die Geschichte der Thermen zu erforschen und Fragen nach all deren unterschiedlichen Funktionen zu beantworten.



Christoph Rummel

# GASTHÖRERCARD

## DAS BERLINER SEMESTERTICKET

### FÜR BILDUNGSERLEBNIS UND KUNSTGENUSS

**CLASSIC** // LERNEN MIT JUNGEN STUDIERENDEN // AUSGEWÄHLTE LEHRVERANSTALTUNGEN // VON ALTERTUMSKUNDE BIS ZOOLOGIE

**ART** // KUNSTGESCHICHTE, PHILOSOPHIE, LITERATUR, MUSIK, THEATER UND REISEN // EXKLUSIV FÜR GASTHÖRER/INNEN

**WEITERBILDUNGSZENTRUM DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN**  
TEL: 030 / 838 514 24 // [WWW.FU-BERLIN.DE/GASTHOERERCARD](http://WWW.FU-BERLIN.DE/GASTHOERERCARD)



Freie Universität



Berlin





# *Ciao Berlino*

Wie das Italienzentrum der Freien Universität Berlin in den vergangenen 20 Jahren zu einer festen Größe deutsch-italienischer Beziehungen wurde.



## JUBILÄUM

An der Freien Universität Berlin findet an vielen Ecken und Enden Kommunikation statt. Manchmal ganz öffentlich, anderswo eher im ruhigen Fluss der täglichen Arbeit. Das Italienzentrum der Freien Universität Berlin legt seinen Schwerpunkt mittlerweile seit 20 Jahren auf die Kommunikation zwischen den Referenzländern Deutschland und Italien. Dass der italienische Botschafter das Italienzentrum sogar als „Flaggschiff“ deutsch-italienischen Wissenschaftskontaktes bezeichnet, zeugt von der kontinuierlichen Entwicklung und dem erfolgreichen interkulturellen Kommunikationsstil der Einrichtung.

Seit seiner Gründung, die durch die Unterzeichnung einer bilateralen Vereinbarung zwischen der Freien Universität Berlin und der Republik Italien am 12. Juli 1996 besiegelt wurde, hat sich das Italienzentrum zwischen den Universitäten in Berlin und Potsdam sowie den italienischen Hochschulen etabliert. „Die Grundidee war, eine akademische Brücke zwischen Deutschland und Italien zu bilden“, erklärt dessen Direktor Bernhard Huß, Professor für Romanische Philologie an der Freien Universität.

Denn Kontakte zwischen Wissenschaftlern beider Nationen bestanden zwar bereits vor der Einrichtung des Italienzentrums. Ihnen aber Nachhaltigkeit auch jenseits des Wirkens einzelner Akteure zu geben, war die Zielsetzung bei der Gründung. „Heute haben wir es geschafft, die Kommunikation zu erleichtern und auf diese Weise Kontakte zu intensivieren und zu institutionalisieren, die ohne das Italienzentrum nach einer ersten Phase der Zusammenarbeit vielleicht abgebrochen wären“, sagt Geschäftsführerin Sabine Greiner. Das Italienzentrum ermögliche es, „die Kontakte mit italienischen Partnerinstitutionen zu verstetigen und auszubauen, selbst wenn die ursprünglichen Initiatoren der Zusammenarbeit nicht mehr an den betreffenden Universitäten tätig sind.“

Kein Wunder, dass sich bereits wenige Jahre nach dem Entstehen der bilateralen Institution Forschungsgruppen aus beiden Ländern entwickeln konnten, die vom Italienzentrum begleitet wurden. Bei einem der frühen archäologischen Projekte, der Erforschung eines Töpfer Viertels auf der im Golf von Neapel gelegenen Insel Ischia, fand die erste Grabungsphase 2004 ihren Abschluss. Die Publikation, die aus der Kooperation zwischen Wolf-Dieter Heilmeyer, mittlerweile emeritierter Professor für Klassische Archäologie an der Freien Universität Berlin, und Gloria Olcese-Hiener, Professorin für Klassische Archäologie der römischen Universität La Sapienza entstand, war auch 2010, sechs Jahre nach ihrer Veröffentlichung, ein Paradebeispiel für die Mög-

lichkeiten, die die Kommunikationsplattform Italienzentrum bietet. An einem zweiten Band wird gearbeitet und die Grabungen auf der italienischen Insel in weiteren Phasen fortgeführt.

Ein konkretes Beispiel bietet auch die Forschung von Bernhard Huß. Er veranstaltete im Jahr 2013 mit der italienischen Germanistikprofessorin Claudia Berra der Universität Mailand einen Workshop zum Thema „Geisteswissenschaftliche Forschungsfelder und Karrierepfade im bilateralen Vergleich“, an dem italienische und deutsche Doktorandinnen und Doktoranden teilnahmen, um sich über Methoden und Zukunftsperspektiven der Fächer auszutauschen. „Aus dieser Begegnung ist unsere enge Zusammenarbeit mit der Universität Mailand entstanden“, sagt Sabine Greiner. Sie betont außerdem, dass sich für Forscher und Wissenschaftler Synergien ergäben aus dem engen Kontakt des Italienzentrums zu italienischen Studierenden an den Berliner und Potsdamer Universitäten. „Für das Projekt ALIQUOT (Atlas der italienischen Alltagssprache) konnten italienische Studierende der Freien Universität Berlin für Erhebungen gewonnen werden.“

Die klassischen geisteswissenschaftlichen Disziplinen sind allerdings schon längst nicht mehr die einzigen Fächer, derer sich das Italienzentrum annimmt. In den 20 Jahren ihres Bestehens hat die Einrichtung den Blickwinkel kontinuierlich erweitert. Naturwissenschaftliche Workshops, Ringvorlesungen zu Judentum und Philosophie oder eine Veranstaltungsreihe mit Herausgebern italienischer Zeitungen sind nur einige Beispiele dafür, wie die Kommunikation zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen durch das Italienzentrum angeregt wird. Dass dies auch von der italienischen Seite honoriert wird, zeigen die regelmäßigen Besuche des italienischen Botschafters an der Freien Universität Berlin – oder Veranstaltungen des Italienzentrums mit hochkarätigen Politikern wie 2009 mit dem damaligen italienischen Außenminister Franco Frattini. Die Möglichkeiten, die damit den Studierenden der Universitäten in Berlin und Potsdam eröffnet würden, seien damit nicht nur in Deutschland einzigartig, betont Bernhard Huß: „In der am Italienzentrum gebotenen Mischung mit den aus unterschiedlichen italienischen Universitäten stammenden Gästen ist solch ein Angebot selbst bei einem Studium an einer italienischen Universität so nicht möglich.“

Seine guten Kontakte steuerte das Italienzentrum auch bei der Einführung des Bachelorstudiengangs „Italienstudien“ im Wintersemester 2006/2007 bei. Der Studiengang, der ein klassisches Studium italienischer Philologie kombiniert mit frei wählbaren Bausteinfächern der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft, Geschichte und Kunstgeschichte sowie Theaterwissenschaft, enthält ein obligatorisches Auslandsstudienjahr

in Italien. „Hierfür wurden die bis dahin bestehenden Beziehungen dezidiert genutzt“, erklärt Sabine Greiner. Studierende können das Jahr an einer der Partneruniversitäten Roma Tre, Bologna oder Mailand absolvieren. Mit seinen Veranstaltungen bietet das Italienzentrum auch Studierenden anderer Fächer die Möglichkeit, sich über wissenschaftliche Entwicklungen und Ergebnisse aus italienischen Partnerinstitutionen zu informieren. Hochschulpolitisch stellt das Italienzentrum darüber hinaus auch für die Institutionen selbst eine wichtige Kommunikationsplattform dar. Die Organisation der „Deutsch-Italienischen Hochschultage 2012“ durch das Italienzentrum zeugen ebenso davon, wie 2014 der Besuch des damaligen Rektors der Universität Bergamo und Präsidenten der Konferenz italienischer Hochschulrektoren, Stefano Paleari.

In jüngerer Zeit widmet sich das Italienzentrum neben den Studierenden einer weiteren Zielgruppe. Neben renommierten Gastprofessorinnen- und Gastprofessoren werden in Zukunft verstärkt Postdoktoranden aus Italien unterstützt. „Der Austausch von Nachwuchswissenschaftlern aus italienischen Universitäten steht dabei im Vordergrund“, sagt Sabine Greiner, „sie sollen vermehrt die Chance nutzen können, in Berlin zu forschen und zu lehren.“ Im Wintersemester 2016/2017 begrüßt die Institution neben dem *Marie-Curie-Fellow* Maiko Favaro auch die jungen Forscher Federico Di Santo und Giovanni Cascio. Maiko Favaro wird bereits im Oktober einen Workshop zum Thema „Petrarkis-

mus“ ausrichten, in dem er seine Arbeit über die Plattform des Zentrums öffentlich präsentiert und internationale Gäste an die Freie Universität Berlin zum Wissens- und Gedankenaustausch einlädt. Das ganze Jahr 2017 wird zudem der Alexander-von-Humboldt-Preisträger und bekannte Dante-Forscher Mirko Tavoni, Professor an der Universität Pisa, an der Freien Universität verbringen und dabei vom Italienzentrum, wie auch die anderen Forscher, institutionell betreut werden.

Hinzu kommen von diesem Semester an erstmals zwei italienische Gastdozenten, die das Angebot der Bausteinfächer im Bachelorstudiengang Italienstudien bereichern sollen. Filippo Triola, Historiker der Universität Bologna, und Simone Romano, Wirtschaftswissenschaftler der Universität Roma Tre, geben den Startschuss für einen langfristigen Austausch in der universitären Lehre. Die Gäste werden dabei auch im Rahmen der Veranstaltungen des Italienzentrums Neues aus ihren Forschungsschwerpunkten vorstellen. Die somit zu nutzenden Synergien mit Kolleginnen und Kollegen der Universitäten in Berlin und Potsdam – und die gute Integration durch das Italienzentrum – sind für italienische Gastforscherinnen und Gastforscher ein wichtiger Punkt bei ihrer Entscheidung für diese Wissenschaftsregion – und die dort gepflegte Wissenskommunikation.

Das Italienzentrum und seine Aktivitäten im Netz:  
[www.fu-berlin.de/italienzentrum](http://www.fu-berlin.de/italienzentrum)

Das Team des Italienzentrums der Freien Universität Berlin: (v.l.n.r.): Clara Zaccagnini, Elena Nustrini, Professor Bernhard Huß, Sabine Greiner, Thea Santangelo und Alessandra Rago



privat



picture alliance - 360-ber lin Jens Knappe

# Der Wolkenkratzer am Euphrat

Mykene, das vorklassische Zentrum Griechenlands, Ur, die biblische Heimat, Uruk und Nineve – sie alle waren große Städte der Alten Welt. Doch eine überragte alle: Babylon, eine Großstadt, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte

Die Mauern von Babylon mit dem farbenprächtigen Ishtar-Tor zählten einst zu den sieben Weltwundern der Antike. Das Ishtar-Tor wurde rekonstruiert und kann im Vorderasiatischen Museum in Berlin bestaunt werden.



Alle Menschen hatten die gleiche Sprache und gebrauchten die gleichen Worte. Als sie von Osten aufbrachen, fanden sie eine Ebene im Land Schinar und siedelten sich dort an. Sie sagten zueinander: Auf, formen wir Lehmziegel und brennen wir sie zu Backsteinen. So dienten ihnen gebrannte Ziegel als Steine und Erdpech als Mörtel. Dann sagten sie: Auf, bauen wir uns eine Stadt und einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel und machen wir uns damit einen Namen, dann werden wir uns nicht über die ganze Erde zerstreuen. Da stieg der Herr herab, um sich Stadt und Turm anzusehen, die die Menschenkinder bauten. Er sprach: Seht nur, ein Volk sind sie und eine Sprache haben sie alle. Und das ist erst der Anfang ihres Tuns. Jetzt wird ihnen nichts mehr unerreichbar sein, was sie sich auch vornehmen. Auf, steigen wir hinab und verwirren wir dort ihre Sprache, sodass keiner mehr die Sprache des anderen versteht.

Genesis, 11, 1-7

## VON MATTHIAS THIELE

Er hat die Pyramiden von Gizeh gesehen und die endlosen Weiten des Skythenlandes, er hat die griechischen Kolonien in Italien besucht, die Tempel in Tyros mit ihren Stelen aus Gold und Smaragd. Und Susa, die Residenzstadt des persischen Achämenidenreiches. Aber nichts hat Herodot von Halikarnassos, den Geschichtsschreiber der Antike, Geographen und Völkerkundler so beeindruckt wie Babylon, die Metropole am Euphrat: „Eine nicht nur recht große, sondern auch die schönste Stadt unter allen, von denen wir wissen“, schreibt er bewundernd in seinen Historien.

Und tatsächlich erreichte die Hauptstadt des Chaldäer-Reiches seit ihrem Ausbau durch Nebukadnezar II. (etwa 640 bis 562 v. Chr.) Ausmaße, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Mykene, das vorklassische Zentrum Griechenlands: ein Dorf dagegen. Ur, die biblische Heimat Abrahams und eine der ältesten Städte der Sumerer im Zweistromland genauso wie Athen: nicht annähernd so groß. Selbst Uruk und Nineve, die größten Städte der Alten Welt, degradierte der neubabylonische König mit dem Ausbau seiner Stadt. Erst nach der Zeitenwende, 700 Jahre nach Nebukadnezar, sollte Kaiser Aurelian in Rom eine Stadtmauer planen, deren Umfang den der babylonischen Mauern noch übertraf.

Nicht nur die mächtigen Mauern machten die Stadt in der antiken Welt zur Legende: Der Palast suchte in Pracht und Größe seinesgleichen. Überragt wurde die Metropole am Euphrat von einer Zikkurat – einem gestuften Tempelturm: Seine Grundfläche maß 90 mal 90 Meter, die Spitze erreichte ebenfalls diese Höhe. Zum Vergleich: Der Berliner Dom hat eine Grundfläche von 74 mal 93 Metern, seine Kuppel misst eine Scheitelhöhe von knapp 75 Metern. Für die damalige Zeit sind dies gigantische Ausmaße.

„Wie viele Wissenschaftler sehe ich in diesem Götterturm das Vorbild für die biblische Erzählung vom Turmbau zu Babel“, sagt Eva Cancik-Kirschbaum, Professorin für Altorientalistik an der Freien Universität Berlin und Sprecherin der Forschergruppe „XXL –

Monumentalized Knowledge. Extra-Large Projects in Ancient Societies“. Im Rahmen des Exzellenz-Clusters Topoi beschäftigt sie sich dort unter anderem mit dem Umbau und der Erweiterung der Stadt Babylon unter König Nebukadnezar II. (604–562 v. Chr.).

In der Bibel tritt Nebukadnezar II. als großer Eroberer Jerusalems auf; er verschleppt die Oberschicht des Königreichs Juda nach Babylon verschleppt und siedelt sie dort an. Die zeitgenössischen Quellen aus Mesopotamien zeichnen ein sehr viel deutlicheres Bild: Von seinem Vater hatte der König ein Weltreich geerbt: 612 v. Chr. hatte dieser das assyrische Ninive erobert, zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. zog der junge König in Krisenregionen der Levante und unterwirft neben Jerusalem auch Aschdod, Gaza, Sidon, Tyros und Arwad. Sein Reich zieht sich nun wie eine Sichel von den Mündungen des Euphrats und des Tigris über die Abhänge des südöstlichen Taurus-Gebirges bis in die Wüste Negev und zum Roten Meer.

Gleichzeitig ließ Nebukadnezar viele Städte des südlichen Zweistromlandes neu befestigen, errichtete Paläste, Tempel und Stadtmauern in Larsa, Ur und Borsippa. „Das Bauprojekt Nebukadnezars ist gleichzeitig ein politisches Programm“, sagt Cancik-Kirschbaum. „In den Texten jener Zeit stellt sich der König jedoch stets als im göttlichen Auftrag handelnd dar.“ Gleichzeitig kurbelt er durch die Bauprojekte die Wirtschaft des Landes an: neue Einnahmequellen entstehen, die Städte – und insbesondere Babylon als politische Hauptstadt – werden zum Anziehungspunkt für Händler, Pilger, Handwerker.

Kein anderes Projekt übertrifft den Ausbau seiner Hauptstadt Babylon: Die Grundfläche des Königspalastes wird zwischen 604 und 562 v. Chr. mehr als verdoppelt, bis zu sechs Mauern sollen die größte Stadt der Welt schützen, sie ragen 20 Meter in die Höhe und sind teilweise mit glasierten Ziegeln geschmückt. 480 Stadien, schreibt Herodot, umfasse die Mauer, fast 90 Kilometer. In Wahrheit sind es rund 18 Kilometer; doch womöglich hat Herodot die Länge der sechs Mauerringe zusammengerechnet.

Auf den Baustellen herrscht reger Betrieb. Die Ziegel werden mit Schiffen aus dem Umland herangeschafft. Alleine für den großen Himmelsturm benötigen die Bauherren Berechnungen zufolge rund 36 Millionen Ziegel. „Ziegel, die geformt, zu Teilen gebrannt, transportiert und verbaut werden mussten“, sagt Eva Cancik-Kirschbaum. Sklavenarbeit spielt – anders als in Ägypten – beim Ausbau Babylons eine untergeordnete Rolle: „Um all diese Arbeit zu erledigen, müssen große Teile der Bevölkerung beschäftigt gewesen sein. Damit fungierte der König als eine Art Landesvater, der sein Volk, auch über Zeiten schlechter Ernten hinweg, mit Arbeit und Einkommen versorgte.“

In der Bibel ist der Turmbau zu Babel Sinnbild menschlicher Hybris, eine Anmaßung, die Gott erzürnt und zum Handeln zwingt: Die Menschen aller Völker versuchen gemeinsam den Himmel zu erreichen, Gott verwirrt ihre Sprachen, so dass sie einander nicht mehr verstehen und der Turmbau schließlich scheitert. Aus den Texten der Griechen und Römer spricht dagegen meist die Bewunderung für das monumentale Werk. Der Turmbau zu Babel erfährt somit in der westlichen Welt eine doppelte Bedeutung: er ist Inbegriff eines gemeinsamen Projekts und gelungener Kommunikation, gleichzeitig Symbol des Scheiterns. Das gigantische Bauprojekt hat sich im Gedächtnis der Menschheit verewigt.

In der Bibel ist der Turmbau zu Babel Sinnbild menschlicher Hybris, eine Anmaßung, die Gott erzürnt.  
(Gemälde des niederländischen Malers Pieter Bruegel der Ältere, circa 1525 – 1569)





# Deine Uni im Netz

**campus.leben**

Das Online-Magazin

Lesen, was los ist

[fu-berlin.de/campusleben](http://fu-berlin.de/campusleben)

**#FreieUniversitaet #Berlin**

Die Uni-Facebook-Seite

**Sagen, was los ist**

[facebook.com/freieuniversitaetberlin](https://facebook.com/freieuniversitaetberlin)

Tatsächlich dürfte Kommunikation für die Bauvorhaben Nebukadnezars II. eine entscheidende Rolle gespielt haben: Babylon ist in seiner Blütezeit eine Weltmetropole. Auf den Straßen tummeln sich Griechen, Phönizier und Perser, Ägypter, Juden und Elamer; Karawanen aus dem Jemen, aus Somalia und Arabien. „Die Stadt war vielsprachig“, sagt Cancik-Kirschbaum: „Aramäisch und Akkadisch dürften die wichtigsten Sprachen zur Verständigung gewesen sein.“

Auf Tontafeln sind in Keilschrift zahlreiche Briefe von Königshöfen, Händlern und Wissenschaftlern überliefert. Die Netzwerke der Akteure reichen von Anatolien bis nach Afghanistan. „Die Ebenen zwischen Euphrat und Tigris sind steinarmer Gebiete“, sagt Alt-orientalistin Cancik-Kirschbaum. Deshalb griffen die Bauplaner auf Lehmziegel zurück, die im ganzen Land hergestellt wurden und günstig waren. Nur ein Teil der Lehmsteine wurde dabei gebrannt, da Holz zum Brennen der Steine kostbar war; oberhalb der Grundmauern, die wegen der Feuchtigkeit stets gebrannt waren, wurden die günstigen, getrockneten Ziegel verblendet mit aufwendig gestalteten, bunten Steinen: „Die hierfür verwendeten Glasuren waren teuer, etwa für das prächtige Ishtar-Tor, ebenso die in den Bauten verwendeten Holzbalken, die zum Teil aus kostbaren und mächtigen Zedern des Libanons gefertigt wurden.“

Die verbauten Ziegel sind für Archäologen und Alt-orientalisten wichtige Quelle: Sie enthalten Inschriften, welcher Herrscher den Bau in Auftrag gab und welches Programme er damit verfolgte. Aus Tontafeln erfahren die Forscher, welche Gewerke beauftragt wurden

und welche Maße für verschiedene Bauwerke veranschlagt wurden. Es gibt Hinweise auf steigende Preise, die Staus in der Stadt und die unzureichende Qualifikation der noch verfügbaren Arbeiter. „Die Textmassen, die uns zur Verfügung stehen, übersteigen bei weitem das, was uns aus der griechisch-lateinischen Welt überliefert ist“, sagt Eva Cancik-Kirschbaum – und das obwohl nach neuesten Schätzungen beispielsweise erst zwei Prozent der in den deutschen Ausgrabungen in Babylon gefundenen Texte publiziert sind – und es kommen täglich weitere Funde hinzu.

Aus ihnen erfahren die Forscher: Immer wieder stürzten Mauern ein, es mangelte an Pech, an Mörtel und Gerüsten. Der Schutt der alten Bauwerke blieb auf der Straße liegen: Das Niveau etwa der Prozessionsstraße vor dem Ishtar-Tor wuchs daher in der Regierungszeit Nebukadnezars II. um etwa 20 Meter. In den 42 Jahren seiner Regierungszeit realisierte der König sein gigantisches Bauprogramm. Die Fläche der Stadt verdoppelte sich.

Anders als in der Bibel geschildert, wurde auch der große Turm vollendet. Er war für die Babylonier eine Verbindung der Erde mit dem Himmel und seiner Götterwelt, wie ihn viele Städte in Mesopotamien anstrebten. In Fußböden und Wände eingemauert wurden Tatenberichte des Königs – gewissermaßen Nachrichten an die Götter und spätere Bauherren. „Der Name Nebukadnezars sollte im Gedächtnis seiner Nachkommen bleiben“, sagt die Professorin: „Diese Kommunikation mit der Zukunft scheint eine wichtige Triebfeder für den Herrscher gewesen zu sein, das Bauwerk sollte ihn unsterblich machen.“

Tatsächlich existiert der Turm heute nur noch in den Erzählungen und Schriften. Alexander der Große ließ ihn nach der Eroberung des Zweistromlandes im 4. Jahrhundert v. Chr. schleifen und baute aus den Ziegeln ein Theater. Erst im 19. Jahrhundert entdeckte der Berliner Archäologe Robert Koldewey seine Fundamente, Saddam Hussein ließ nördlich davon, in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts einen neuen Palast errichten.

Die Geschichte vom Turm, der in den Himmel reicht, wurde Legende, aufgegriffen noch einmal im Neuen Testament: So wie Gott die Menschen nach dem Turmbau zu Babel in alle Welt zerstreute und ihre Sprachen verwirrte, schafft es der Heilige Geist im Pfingstwunder, die Apostel Jesu mit fremden Zungen sprechen zu lassen und die Menschheit so noch einmal in Christi Namen zu vereinigen. Einen neuen Turm indes haben die Jünger Jesu nicht sofort gebaut. Erst im Mittelalter erreichen die Kirchtürme wieder ähnliche Höhen wie die Zikkurat von Babylon: 1311 löste die Kathedrale von Lincoln die Cheops-Pyramide als höchstes Bauwerk der Welt ab.

## Prof. Dr. Eva Cancik-Kirschbaum



Eva Cancik-Kirschbaum ist seit Oktober 2003 Professorin für Altorientalische Philologie und Geschichte an der Freien Universität und Direktorin des Instituts für Altorientalistik. Ihre Forschungsinteressen betreffen die wirtschaftliche, soziale und politische Geschichte des Zweistromlands und die Geschichte der altorientalischen Wissenskulturen.

Sie leitet verschiedene Forschungsprojekte zu diesen Themenkreisen. Eva Cancik-Kirschbaum ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und im Vorstand des Berliner Antike-Kollegs aktiv an der Gestaltung der interdisziplinären Forschung in den Altertumswissenschaften beteiligt.

### Kontakt

Freie Universität Berlin

Institut für Altorientalistik

E-Mail: [altorientalistik@geschkult.fu-berlin.de](mailto:altorientalistik@geschkult.fu-berlin.de)



# *Wo Wissen wächst*

Patricia Rahemipour ist die neue Leiterin des Botanischen Museums  
im Botanischen Garten Berlin

## VON STEFANIE HARDICK

„Ich habe den schönsten Arbeitsplatz Berlins.“ Eine gewagte These, die Patricia Rahemipour da vorbringt, denn es gibt in Berlin viele faszinierende Arbeitsorte. Der Blick aus dem Fenster ihres Büros geht in den Botanischen Garten, den Rahemipour den „Hauptstadtgarten“ nennt. Seit Februar leitet die Archäologin die Abteilung Wissenskommunikation und gleichzeitig das Botanische Museum. Die Museumspädagogik gehört dazu, ein Verlag, die Ausstellungen selbst, die auch Teile des Botanischen Gartens bespielen, und schließlich neben dem Archiv die größte botanische Bibliothek Deutschlands. Vielseitig ist ihr Arbeitsplatz also allemal. Und arbeitsintensiv. Neben alltäglichen Entscheidungen – etwa welches Modell eines Apfels wird für eine Ausstellung an die Domäne Dahlem verliehen – muss sie das große Ganze im Blick behalten.

Ihr Team will das Botanische Museum im 21. Jahrhundert etablieren. Eröffnet um 1910, diente es ursprünglich vor allem als Lehrsammlung für Biologie-Studenten, die sich hier Pflanzenteile wie Blütenstände oder Nährstoffbahnen in überdimensionalen Modellen ansehen konnten.

Die Zeit ist darüber hinweggegangen: „Heute forschen Botaniker auf molekularer Ebene“, sagt Rahemipour. Für andere Besucher sei die Ausstellung dagegen zu wissenschaftlich, wie eine Befragung gezeigt habe. Eine Kritik, die die neue Leiterin nachvollziehen kann: „Ich sage zu meinen Kindern ja auch nicht: ‚Lasst uns mal die Kryptogamen angucken.‘“

In Zukunft will sie Fragen aus der Gesellschaft aufgreifen, wie die immer wichtiger werdende Frage nach der Ernährungssicherheit – etwa beim Thema gesunde Lebensmittel oder Bekämpfung des Hungers –, diese in die Ausstellung integrieren, aber auch mit den Forschern im Haus diskutieren.

### Ein tiefe Liebe zu Museen

Großreinemachen also? Wer Patricia Rahemipour beim Gang durch die Ausstellung begleitet, merkt, dass diese mögliche Sorge unbegründet ist. Da geht eine Frau mit einer tiefen Liebe zu Museen. Sie betrachtet die Arbeit ihrer Vorgänger geradezu zärtlich, ruft immer mal wieder „Das ist total zauberhaft!“ Etwa bei ihren Lieblingsstücken, den interaktiven Leuchtkästen in Wabenform mit Pflanzen aus unterschiedlichen Regionen der Welt oder dem Segment eines 1.200 Jahre alten Mammutbaums: Figürchen auf den Jahresringen symbolisieren historische Ereignisse. Es sind Laubsägearbeiten, von Hand lackiert.

Stärker als bisher soll die Ausstellung in den Botanischen Garten hineinwirken, zum Beispiel mit thematisch passenden Spaziergängen oder Hörstationen. Um duftende Pflanzen und kulinarische Erlebnisse kann es dabei genauso gehen wie um den Erhalt der biologischen Vielfalt. Die Besucher sollen Biodiversität subtil erleben, anstatt den erhobenen Zeigefinger zu sehen.

„Ich kenne das von meinen Kindern: Wenn etwas negativ erzählt wird, verlieren sie die Lust. Sie sind nicht uninteressiert, aber sie wollen etwas Schönes, etwas Positives mitnehmen“, sagt Rahemipour. Die Naturschönheiten der Botanik seien für solche Erlebnisse bestens geeignet.

### Über die Magnolienblüte diskutieren

Das Botanische Museum stärker mit anderen Berliner Kulturinstitutionen zu vernetzen, ist ihre zweite Herzensangelegenheit. Naturkundliche Museen hätten es gegenüber Kunst- und Geschichtsmuseen schwer, wahrgenommen zu werden, sagt sie. Über die Authentizität eines Rembrandts diskutiere man eben anders als darüber, warum man gerade diese Magnolienblüte in die Vitrine lege und nicht irgendeine andere. „Obwohl naturkundliche Museen viele Besucher haben, sind sie immer noch Stiefkinder. Es ist eine andere Museumswelt.“

Patricia Rahemipour kennt beide Welten, und das ist eine ihrer Stärken. Sie studierte zunächst Medizin, wechselte dann zur Archäologie. Für ihre Promotion an der Freien Universität Berlin untersuchte sie, wie Archäologie bis in die 1930er Jahre im Film vermittelt wurde und welchen Einfluss dies auf die Wissenschaft hatte. Im Anschluss entwickelte sie Ausstellungen, unter anderem für das Deutsche Archäologische Institut, und koordinierte das „Interdisziplinäre Zentrum Alte Welt“ an der Freien Universität Berlin.

### „Ich gehörte immer zu den Leuten, die alles spannend fanden“

Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Medien, Museen und Netzwerke – „Ich gehörte immer zu den Leuten, die alles spannend fanden. Eine Zeitlang hat mich das sehr gequält.“ Erst ihr Doktorvater habe ihr gesagt, er brauche niemanden mit einem geraden Lebenslauf, sondern jemanden, der sich schnell in Themen einfindet und Querverbindungen herstellt.

Eigentlich“, sagt sie rückblickend, „habe ich mich die ganze Zeit auf die eine oder andere Art damit beschäftigt, wie man Wissen kommuniziert.“ Deshalb fühle sie sich auch in der neuen Position schon vollkommen zuhause – selbst wenn sie in der Botanik naturgemäß noch einige Wissenslücken habe. Aber Lernen gehört für Patricia Rahemipour ebenso zum Beruf wie Wissen vermitteln.



## Kommunikation in Stichpunkten

### KURZ-FUNDIERT

---

„Sich mitzuteilen ist Natur“, schreibt Johann Wolfgang von Goethe in seinen *Wahlverwandschaften*. Doch wer Kontakt zu einem anderen Menschen aufnimmt, muss vor allem eines fürchten: falsch verstanden zu werden, was Goethe schließen lässt: „Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewusst wäre, wie oft er die anderen missversteht.“ Unmissverständlich dagegen sind hoffentlich unsere Fakten zum Thema Kommunikation.

### Pupsen statt reden

Zu Millionen lebt der hell glänzende Hering in Schwärmen zusammen, wird deshalb das „Silber der Meere“ genannt. Jedes Individuum kann 45 Zentimeter lang werden und bis zu 20 Jahre alt. Und dank einer Verbindung von der Schwimmblase zum Mittelohr hört der Hering auch recht gut. Und was er da hört, sind oft die Pupse der anderen Heringe – oder um es wissenschaftlich-nüchtern zu sagen: Der Ausstoß von Gas aus einem Schwimmblasen-Porus vor der Afteröffnung. Dabei pupsen die Heringe bis zu sieben Sekunden lang, über mehrere Oktaven hinweg. Im Pazifik übrigens länger als im Atlantik. Zunächst hielten Forscher die Laute für fehlgeleitete Verdauungsgase. Doch mit Größe des Schwarms nimmt auch der durchschnittliche Pupsumfang eines Herings zu. Wissenschaftler vermuten deshalb, dass die Töne zur Kommunikation im Schwarm dienen.

### Interstellarer Dialog

„Wenn ich einen Vorschlag machen könnte ...“, sagt Alf zur verdutzten Familie Tanner, als er halb benommen

nach dem Absturz seines Ufos auf dem Sofa der Familie zu sich kommt. Doch so einfach wie in der Fernsehserie dürfte es nicht werden, wenn, wie die NASA erwartet, irgendwann in den kommenden 20 Jahren Außerirdische Kontakt zu uns aufnehmen. Wie soll sich die Menschheit mit den extraterrestrischen Lebensformen verständigen, wenn es so weit ist? Astronomen entwickeln hierfür längst mathematische Modelle, die NASA hat vor zwei Jahren eine 250 Seiten dicke Sammlung „Interstellare Kommunikation“ veröffentlicht. Darin allerdings steckt wenig Hoffnung: Zwar könnten Archäologen, Paläontologen und Historiker Schriften und Symbole untergegangener Kulturen rekonstruieren, dies sei aber immer nur dann gelungen, wenn zweisprachige Texte vorlagen oder zumindest bereits aus anderen Schriften bekannte Namen auftauchten. Beides wird bei Nachrichten von Außerirdischen wohl kaum der Fall sein.

:-D

„Tränen lügen nicht“ sang einst Lothar Bernhard Walter alias Michael Holm – und wem vor Lachen schon einmal die Tränen in die Augen geschossen sind, wird das befreiende Glücksgefühl kennen und die Ansteckungskraft, die ein solcher Irrwitz in einer kleinen Gruppe entfachen kann. Wer in der virtuellen Welt von Facebook, Skype und Viber, WhatsApp, Twitter und ICQ sein ungehemmtes Lachen teilen möchte, tippte dies früher als sogenanntes Emoticon :-D – bis sich mit dem Siegeszug des Smartphones die von Shigetaka Kurita Ende der 1990er Jahre erfundenen Emojis durchsetzten: Kleine Ideogramme, die gelbe Smilies mit Heiligenschein oder Kussmund zeigen, ein schlüpfendes Küken oder ein Einhorn, die Flaggen von Afghanistan bis Zypern. Das vor Lachen weinende Gelbgesicht hat es 2015 beim Oxford

Dictionary übrigens zum Wort des Jahres gebracht: In Großbritannien erfreue es sich großer Beliebtheit und überwinde sprachliche Barrieren. 😊

### Hier entlang!

Schon seit der Antike weisen Leuchttürme Seefahrern den Weg in den Hafen. Nutzte man zu Urzeiten schon Fackeln und kleine Strandfeuer, um den Fischern den Weg zurück nach Hause zu zeigen, bauten die alten Griechen und Römer bereits hohe Türme für ihre Leuchtsignale. Der Pharos von Alexandria, eines der Sieben Weltwunder der Antike, soll mehr als 100 Meter hoch

Der Pharos von Alexandria, eines der Sieben Weltwunder der Antike, soll der erste Leuchtturm der Welt gewesen sein.



gewesen sein – bis er 1303 bei einem Erdbeben einstürzte. Mit 65 Metern ist heute der dreieckige Stahlfachwerkurm Campen an der Emsmündung Deutschlands höchster Leuchtturm. Auch wenn die moderne Schifffahrt bei der Navigation längst auf GPS und Radar setzt, werden Leuchtzeichen in Zukunft weiter unterhalten werden: Denn bei einem Stromausfall an Bord eines Schiffes oder bei einer Störung des GPS-Signals bleiben Richtfeuer an den Ufern der Meere und Flüsse die einzigen zuverlässigen Orientierungspunkte.

### Wachstumsmarkt Internet

Immer mehr Menschen verbringen immer mehr Zeit im Internet. Seit 1997 hat sich die Zahl der Internet-Nutzer mehr als verzehnfacht – mittlerweile nutzen es fast 60 Millionen Menschen in Deutschland zumindest gelegentlich. Im Schnitt verbringt jeder 108 Minuten am Tag im Netz. Damit erreicht das World Wide Web mittlerweile die tägliche Nutzungsdauer des Radios – nur der Fernsehkonsum ist mit 223 Minuten noch deutlich höher. Im Gegenzug sind die Auflagen von Tageszeitungen in Deutschland von 27,3 Millionen Exemplaren 1991 auf 16,1 Millionen 2015 zurückgegangen. Diese Entwicklung schlägt sich auch auf dem Werbemarkt nieder. Während die Verlage seit Jahren Umsatzeinbußen beklagen, stiegen europaweit die Investitionen in Online-Werbung von 6,6 Milliarden Euro im Jahr 2006 auf 36,2 Milliarden 2015 und kommunizieren so mit potenziellen Kunden. In diesem Jahr dürfte sogar die 40-Milliarden-Grenze fallen.

### ABC, die Katze liegt im Schnee

Ganze 26 Buchstaben zählt das lateinische Alphabet – um ä, ö, ü und ß ergänzt kennt das deutsche Alphabet

## Nachhaltigkeit in Stichpunkten

als seine Erweiterung sogar 30 Zeichen, die in einem Dutzend Kinderlieder besungen werden. Das Hebräische Alphabet kommt mit 22 Buchstaben aus, Araber nutzen 28 Zeichen, die Kyrillische Schrift besteht gar aus 33 Buchstaben. Dagegen kommunizieren Chinesen mit sogenannten Logogrammen, also grafischen Zeichen, in denen die Bedeutung einzelner Sprachausdrücke wiedergegeben wird. Etwa 87.000 Zeichen kennt die chinesische Schrift – die Kenntnis von mindestens 3.000 Zeichen ist für den alltäglichen Bedarf erforderlich – als Analphabet gilt in der Volksrepublik, wer weniger als 1.500 Zeichen beherrscht. Dafür kennt das Chinesische keine Artikel.

### Ente

Es war ein verspäteter Aprilscherz. Aber ein ungewollter: Am 13. April 1967 vermeldet der WDR im Radio eine, wie es hieß, „traurige Nachricht aus Rhöndorf“ und intoniert Händels „Largo“ als Trauermusik. Konrad Adenauer, der erste Kanzler der Bundesrepublik, tot? Das Verteidigungsministerium in Bonn ordnet unmittelbar Trauerbeflaggung an, in München erheben sich die Landtagsabgeordneten im Maximilianeum zu einer Schweigeminute – und auch der Axel-Springer-Verlag in Hamburg setzt die Fahnen vor dem Verlagsgebäude auf Halbmast. Doch Adenauer lebt. Nach einem Schlaganfall Ende März ist sein Gesundheitszustand zwar kritisch, doch sterben sollte der „Alte von Rhöndorf“ erst sechs Tage später. Ein bloßes Missverständnis zwischen Redaktion, Senderegie und Moderator? Oder ein grober, unprofessioneller Fehler der Redaktion, die den „kollegialen Hinweis“ eines Anrufers, der sich als Mitarbeiter einer Bonner Zeitungsredaktion ausgab, ungeprüft über den Äther verbreitete? Redaktionsleiter und Moderator erinnern sich unterschiedlich

an das Ereignis. Die Adenauer-Ente jedenfalls war in der Welt. Und Gerd Ruge, damals USA-Korrespondent des WDR, musste dem amtierenden US-Außenminister Dean Rusk, den er als Gesprächspartner zum Tode Adenauers gewonnen hatte, nach einigen Minuten wieder absagen.

### Alles in Ordnung?

Der kürzlich aus der Nationalmannschaft zurückgetretene Lukas Podolski reckt gerne den Daumen in die Höhe und lobt so den Passgeber – egal, ob ihn die gut gedachte Flanke erreicht hat. „Super!“, „Alles in Ordnung“, will die Geste in Mitteleuropa sagen. Doch der uns vertraute Daumen hat seine Tücken: Im Iran, in Afghanistan und im Irak ist die Geste ein Phallus-Symbol und hat in etwa dieselbe Bedeutung wie der ausgestreckte Mittelfinger in Mitteleuropa. Auch andere Gesten, die unserer Kommunikation dienen, haben in anderen Regionen der Welt unterschiedliche Bedeutungen: Bestellt ein Deutscher mit gestrecktem Daumen und Zeigefinger zwei Bier, nutzt ein Chinese dieselbe Geste, um acht Gläser zu bestellen. Kopfschütteln bedeutet in Griechenland, Indien und Bulgarien „Ja“, und die Hörner des nordeuropäischen Heavy-Metal-Fans sagen einem Spanier oder Italiener: „Du bist ein gehörnter Ehemann, deine Frau betrügt dich.“ International eindeutig ist nur der Kuss als Geste der Zuneigung und Liebe. Aber Achtung: Während in Europa und Nordamerika knutschen, schmatzen und busseln mittlerweile zum Alltag gehören, ist der Kuss in Fernost eindeutig sexuell aufgeladen. Selbst ein harmloser Wangenkuss ist deshalb in China, Indonesien und Japan außerhalb der Wohnungen für Unverheiratete tabu – und wird auch sonst nicht gerne gesehen.

Zusammengestellt von Matthias Thiele



# CoLaborator

At the Bayer R&D site in Berlin

## Key Features

- Building with 800 m<sup>2</sup> assigned lab and office space on Bayer's campus in the heart of Berlin.
- A new home for startups in life sciences with ideas related to Bayer's R&D strategy.
- Proximity to Bayer research and the vicinity to Berlin's science and startup community create an eco-system for innovative ideas.
- CoLaborator to house up to 9 startup companies.
- Laboratories and offices at competitive rates and furnished according to tenant's individual needs.
- Non-disclosure agreements between Bayer and clients to be signed when deemed necessary.



Science For A Better Life




For more information,  
please contact us at  
[colaborator.berlin@bayer.com](mailto:colaborator.berlin@bayer.com)  
or visit  
[www.colaborator.bayer.com](http://www.colaborator.bayer.com)

\* Bayer Pharma AG  
Muellerstrasse 178  
13342 Berlin

# Die Kunst- und Kultur-Highlights der Hauptstadt



Lesen Sie jetzt in der neuen Ausgabe von **Tagespiegel Kunst**:

- ✓ **Kiez-Touren von Bauhaus bis Politik:** Entdecken Sie die Stadt auf sechs Themen-Touren mit Insidern der Kunstszene.
- ✓ **Ausblick & Highlights:** Die besten Ausstellungen, neue Räume, tolle Museen und mehr als 300 Empfehlungen im ausführlichen Service-Teil.
- ✓ **Innenansichten:** Von der Preisträgerin bis zum Manifesta-Chef – wir haben einige der spannendsten Künstler der Stadt in ihren Ateliers besucht.

**Im Handel erhältlich oder einfach versandkostenfrei bestellen!**

**Gleich bestellen**  
Nur 8,50 €

[www.tagesspiegel.de/shop](http://www.tagesspiegel.de/shop)  
Bestellhotline (030) 290 21-520

**TAGESPIEGEL**  
RERUM COGNOSCERE CAUSAS